

Bücherbesprechungen = Comptes-rendus de livres

Autor(en): [s.n.]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **58 (1962)**

Heft 1

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bücherbesprechungen – Comptes-rendus de livres

Gerhard Heilfurth, Volkskunde jenseits der Ideologien. Zum Problemstand des Faches im Blickfeld empirischer Forschung. Marburg, N. G. Elwert Verlag, 1961. 26 S. (Schriften der Philipps-Universität Marburg, 9).

Gerhard Heilfurth, Volkskunde. In: Handbuch der empirischen Sozialforschung, 1. Band (Stuttgart, Ferdinand Enke, 1961) 537–550.

Es liegt im Wesen eines Wissenschaftszweiges, dessen Grenzen nicht ein für allemal unverrückbar festgelegt sind und der sich in den verschiedenen Ländern in seinem jeweiligen Trend nicht gleich verhält, dass Besinnung und Begriffsbestimmung von Zeit zu Zeit erforderlich, ja sogar willkommen sind. Sie sind es vor allem dann, wenn sie in so objektiver, sachlicher Weise – eben «jenseits der Ideologien» – vorgetragen werden, wie es Heilfurth in seiner Antrittsvorlesung an der Universität Marburg getan hat. Diese Antrittsrede lehnt sich – wie der Verfasser selber sagt – in vielen Punkten an seinen Aufsatz im Handbuch der empirischen Sozialforschung an. Das klare und eindeutige Bekenntnis zur modernen soziologisch-funktionellen Richtung in der Volkskunde ist nützlich und erfreulich; es schafft zum mindesten saubere Grundlagen. Heilfurth fängt mit einer Auseinandersetzung über den Begriff «Volk» an; schon hier zeigt sich seine gründliche Kenntnis der europäischen Literatur. Er will den empirischen Charakter der Volkskundeforschung herausarbeiten und damit den gegenwärtigen Problemstand einsichtig machen. Allerdings – so erklärt er – ist in einem dermassen knappen Überblick kein Raum, jedem der volkskundlichen Teilgebiete und seiner besonderen Problematik gesondert nachzugehen. So beschränkt er sich darauf, anhand einiger Beispiele die Probleme kurz zu erläutern. Die europäischen Verknüpfungen und die europäische Zusammenarbeit als Endziel lassen sich vor allem in der volkskundlichen Kartographie, in der Volkslied- und Volkszahlforschung einleuchtend aufweisen; hier existieren über weite Räume hin untergründige Motivzusammenhänge. Die beiden wesentlichen Arbeitsgänge der Volkskunde – die kritische Sammlung und Sichtung und die kritische Untersuchung und Darstellung – findet Heilfurth in Sigurd Erixons Formulierung wieder: «Die Aufgabe, mit der wir uns in der Volkskunde beschäftigen, ist die der vergleichenden Kulturforschung auf regionaler Basis mit soziologischer und historischer Orientierung unter psychologischen Aspekten.» Sehr schön ist des Verfassers ausklingende Betrachtung, dass die Volkskunde als empirische Forschung dazu beizutragen vermag, unsere Füße auf der mütterlichen Erde zu lassen und uns nicht in Illusionen zu verlieren, die in der Form der -ismen als Religionsersatz in unserer Epoche so viel Schaden angerichtet haben und gerade mit dem Begriff Volk so viel Missbrauch treiben.

Dass die Auseinandersetzung mit der angelsächsischen Welt auf Heilfurth höchst anregend gewirkt hat, lässt sich öfters feststellen. Für ihn kann man im gegenwärtigen Stadium Volkskunde – ob es sich nun um die Untersuchung bestimmter kultureller Erscheinungen oder einzelner regionaler bzw. sozialer Komplexe handelt – nur unter dem Gesamtaspekt der “patterns of culture” betreiben. Seine Einstellung zur «Akkulturation», zur Großstadt- und Industrie-Volkskunde (die er selbst mit seinen Büchern über die Bergmanns-Volkskunde belegte) gehört in die gleiche Forschungsrichtung. Die Frage der interethnischen Beziehungen, die zu einem wesentlichen Arbeitsprogramm seines «mitteleuropäischen» Institutes gehören, zeigen erneut, wie Heilfurth und seine Mitarbeiter die Theorie nutzbringend in die Praxis umsetzen. – Es sei noch besonders hervorgehoben, dass Heilfurth seinen Überblick «Volkskunde» mit einer sorgfältig abgewogenen und ausgewählten Zusammenstellung wichtiger Periodica, Atlanten, Handbücher und allgemeinen Darstellungen auf europäischem Boden beschliesst. Wildhaber

Folklore Research around the World: A North American Point of View. Hrsg., mit einer Einleitung, von *Richard M. Dorson*. Bloomington, Indiana University Press, 1961. 197 S., Index. (Indiana University Folklore Series, 16. – Zugleich: Journal of American Folklore, Vol. 74, No. 294, Okt.–Dez. 1961).

Dass in den Vereinigten Staaten eine wissenschaftlich eingestellte Volkskunde, welche sich für alle Länder der Welt interessiert, besteht, wissen wir vor allem durch die umfassenden Arbeiten von Archer Taylor und Stith Thompson. Dass auch die jüngere amerikanische Forschergeneration sich um diese Probleme ernsthaft bemüht, können wir am besten aus den vorliegenden Berichten über die Volkskundetätigkeit in vielen Ländern aller Kontinente ersehen. Der Sammelband ist von Richard M. Dorson, dem Volkskunde-professor an der Universität Bloomington herausgegeben, der sich selbst einen beneidenswerten Überblick besonders über Amerika, England und Japan erworben hat. Manche Berichte in diesem Sammelband geben mehr persönliche Eindrücke wieder, andere hingegen sind sachlich-kritische Aufsätze; alle sind mit zuverlässigen Anmerkungen versehen. Für uns ist der Band vor allem deswegen bedeutsam, weil wir durch ihn mit einigen Ländern bekanntgemacht werden, über welche bisher kaum irgendwelche Literatur in einer westlichen Sprache vorhanden war. Der erste Aufsatz ist von Archer Taylor geschrieben; er befasst sich mit den Charakteristika der deutschen Volkskunde, wobei wir es Taylor sicherlich nicht verargen dürfen, wenn ihm die ältere Generation vertrauter ist, und das Bild den jüngeren Bestrebungen gegenüber vielleicht etwas einseitig bleibt. In einer temperamentvoll persönlichen Schilderung – wir kennen sie schon aus seinen früheren Aufsätzen – berichtet Dorson über England. Thompsons Bericht über Skandinavien ist knapp und objektiv; er wird ergänzt durch einen umfassenderen Überblick über Norwegen, von Warren E. Roberts. In bemerkenswert klarer Form schreibt W. Edson Richmond über Finland. Der Aufsatz von Frances Gillmor fällt etwas aus dem Rahmen dieses Bandes heraus; sie betrachtet die Tätigkeit in Spanien vom Standpunkt der pflegerischen Volkstanzbewegung aus und geht damit praktisch vorbei an der wirklich wissenschaftlichen Arbeit (Amades, Julio Caro Baroja, Violant y Simorra). Der Bericht von William E. Simeone über Italien ist gut, aber etwas zu stark von der sizilianischen Volkskunde (Cocchiara) beeinflusst; damit sind ganze Gegenden ausser Acht gelassen, wie Sardinien, Norditalien-Friaul (Perusini, D'Aronco), Aostatal. Besonders wichtig scheint mir der Aufsatz von William H. Jansen zu sein, der eine «Einleitung» zur türkischen Volkskunde schreibt, und in dem eigentlich jede Zeile völliges Neuland erschliesst (natürlich wissen wir vom Reichtum türkischer Volkskunde seit Eberhard-Boratav). Felix J. Oinas gibt einen Bericht über die Volkskundetätigkeit im heutigen, d. h. im kommunistischen Russland; man erhält deutlich den Eindruck, dass freie Wissenschaft – in einem westlichen Sinne – nicht geduldet wird, nicht einmal Vergleiche mit westlichen Ergebnissen werden erlaubt; die «Wissenschaft» muss im Dienste der Partei-Idee stehen. Um so erfreulicher lesen sich dann die Schilderungen von Luc Lacourcière über Französisch-Kanada – auch darüber sind wir in Europa viel zu wenig orientiert – und von Frances Gillmor über Mexiko mit seinem erstaunlichen, unerschöpflichen Reichtum an alter und neuer Volkskunde. In unbestechlich-sachlichem Stil beschreibt Stith Thompson seine Eindrücke über die Institute und Vertreter der Volkskunde in den südamerikanischen Staaten. Das komplizierte und an eigenartige Formeln gebundene Volksleben in Japan wird von Richard M. Dorson in einem fesselnden Bericht beleuchtet. Die letzten Aufsätze über Indien, Polynisien, Australien, Afrika und Kongo liegen für uns etwas ausserhalb unserer Betrachtungsweise; sie sollen hier nur summarisch erwähnt sein. Wildhaber

Ulster Folklife. Published by the Ulster Folklife Society, Belfast. Bd. 7 (1961). 80 S.

Die früheren Hefte der nordirischen, volkskundlichen Zeitschrift wurden vom Committee on Ulster Folklife and Traditions herausgegeben; aus etwas tastenden Anfängen hat sich in Belfast und Ulster ein reges, unternehmungslustiges Leben entwickelt. Es erwies sich als richtig, alle interessierten Kreise heranzuziehen und möglichst viele neue Förderer und Mitarbeiter zu gewinnen. Aus diesen Überlegungen heraus wurde die Ulster Folklife Society gegründet; sie betreut nun die volkskundlichen Tätigkeiten in Nordirland. Neben der Herausgabe der Zeitschrift (betreut von R. H. Buchanan und R. A. Gailey) unterhält sie die Beziehungen zur Universität (Professor E. Estyn Evans, in dessen Department of Geography das Studium der irischen Ethnologie und Volkskunde eine wichtige Rolle

spielt, ist Chairman der neuen Gesellschaft) und zum neuen Ulster Folk Museum. Dieses Museum übernimmt – wie es für den modernen Museumstyp eigentlich selbstverständlich ist – nicht nur die Sammlung der materiellen Kulturobjekte, sondern – in der Funktion eines «Instituts» oder «Archivs» – auch die Enquêtes über die geistige Volkskultur und die Hausforschung, welche im Laufe der Jahre sich zu einem Atlas entwickeln könnten. Dem “Museum of Ulster Folk Ways” wird sich ein Freilichtmuseum angliedern, dessen Grundlagen gesichert sind. Das Museum steht unter der Leitung von G. B. Thompson; ihm helfen R. A. Gailey und Mrs. K. M. Harris. Wir möchten wünschen, dass alle diese erfreulichen Ansätze weiter gedeihen, wachsen und zu schöner Blüte ausreifen werden. Ein erstes Ergebnis einer Enquête über die Strohdachhäuser von Ulster (The thatched houses of Ulster) legt *Alan Gailey* vor; er überträgt die Angaben auf Karten, auf denen bereits gewisse Linien erkennbar sind (es wird sich fragen, ob spätere Enquêtes die gleichen Linien erkennen lassen). Die Einzelheiten der Enquête befassten sich mit dem Baumaterial, der Technik des Stroheckens, dem herausgebauten Bett-Alkoven (*bed out-shot*), der Stützmauer (*jamb wall*) und den Bräuchen bei der Aufrichte. Zu einem im vorhergehenden Heft erschienenen Aufsatz über Haustypen in der Grafschaft Armagh liefert *T. G. F. Paterson* die Grundrisse von zwei-, drei- und vierräumigen Hütten nach. Mrs. *K. M. Harris* bringt wieder eine der reichen und anregenden Zusammenstellungen aus dem eingesandten Archivmaterial (Extracts from the Society’s collection); köstlich ist z. B. die Sammlung von Redensarten. *Michael J. Murphy* entwirft ein prächtiges Charakterbild eines richtigen Originals (The late Patrick McCullagh of Curraghinalt, Co. Tyrone), während *Sam Hanna Bell* von einem Volksschriftsteller und seinen Romangestalten erzählt (William Carleton and his neighbours). Soziologisch aufschlussreich ist eine Liste aus einem Volkszählungsbericht von 1821, wie sie *T. G. F. Paterson* vorlegt (Family composition and occupations in Kilmore Parish, Co. Armagh, 1821). *Ronad H. Buchanan* führt in einer eingehenden Besprechung eines neu erschienenen schottischen Buches die Vergleiche mit Irland durch; *Estyn Evans* und *Alan Gailey* bringen einen Bericht über eine Zusammenkunft zum Studium der ländlichen Siedlungen. Kleinere Beiträge befassen sich mit rundgebauten Brunnenfassungen in Irland und Südfrankreich, mit Ernte-Saisonarbeitern, Butterhexen und Viehdoktoren, Schlingen und Fallen. Wildhaber

Scottish Studies. Vol. 5 (1961), 2. Teil. Edinburgh, Oliver & Boyd Ltd.

Die von der School of Scottish Studies an der Universität Edinburgh herausgegebene Zeitschrift legt mit jeder Nummer Zeugnis ab von der Vielfältigkeit des Programmes und von der Initiative des Institutes. *Farnham Rehfish* hat mit seiner Frau zusammen während ungefähr 8 Monaten das Leben von schottischen Kesselflickern studiert und gibt nun in seiner Abhandlung “Marriage and the Elementary Family among the Scottish Tinkers” einen interessanten soziologischen Einblick in eine abseits stehende gesellschaftliche Gruppe, die durchaus nichts mit Zigeunertum zu tun hat und alle Abstufungen vom nomadisierenden bis zum sesshaften («bürgerlichen» und sogar «kirchlichen») Typus aufweist. Ganz in das Gebiet der modernen volkskundlichen Soziologie und der géographie humaine gehört der Aufsatz von *Kenneth Walton* über “Population Changes in North-East Scotland, 1696–1951”. Eine besonders bedeutsame Stellung an der “School” nimmt die Orts- und Flurnamenforschung ein; sie erstreckt sich über ganz Schottland und wird geleitet von *W. F. H. Nicolaisen*¹, der seine Arbeit in imponierender Systematik durchführt. Kleine Beiträge aus seinem Aufgabenbereich finden sich in jedem Heft der Scottish Studies. Im vorliegenden Heft gehört auch der Aufsatz von *Jerry Emson* über “The Fair Isle Fishing-Marks” zum Thema der Ortsbezeichnungen. Die Fischer dieser Insel hatten ganz genaue Markierungspunkte an der Küste mit Namen belegt; die Verbindungslinien von zwei oder drei solchen Punkten ermöglichten ihnen das sichere Auffinden von Fischplätzen im Meer. Mit dem Verschwinden der Fischerei verschwindet auch das Wissen um

¹ Über seine Arbeit vgl. die Berichte in *Onoma* 7 (1956/57), Nr. 2, 251f. und in *Studia Hibernica* 1 (1961) 74–88.

derartige Bezeichnungen. Von den kleineren Beiträgen sollen nur zwei herausgehoben werden; der eine stammt vom Direktor der "School", *B. R. S. Megaw*; er befasst sich mit den "Funeral Resting Cairns in Scotland", also mit den Totenraststeinen, die in letzter Zeit auch bei uns einige Male Beachtung gefunden haben. Der andere stammt von *Hamish Henderson*, den das Glück und sein besonderes Geschick mehrmals zu hervorragenden Volkssängern geführt haben. Diesmal kann er das Entstehen eines modernen Liedes überzeugend nachweisen: "How a Bothy Song came into Being". Wildhaber

Acta ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae. Bd. 10, Faszikel 3/4. Budapest, Akadémiai Kiadó, 1961.

Das neu erschienene Heft der Acta ethnographica bringt wiederum eine schöne Zahl guter und sorgfältig ausgeführter Beiträge zu den verschiedensten Sparten der Volkskunde. *Lajos Vargyas* fährt mit seinen «Forschungen zur Geschichte der Volksballade im Mittelalter» weiter; er befasst sich mit dem «Weiterleben der landnahmezeitlichen Heldenepik in den ungarischen Balladen» anhand der Ballade der Anna Molnár, einer Variante der Ballade vom Mädchenmörder. Der Verfasser breitet eine erstaunliche Reihe von Parallelen vor uns aus; er kommt zum Ergebnis, dass die Ungarn bei ihrer Landnahme eine Heldenepik mit sich brachten und dass diese Heldenepik bis zur Entstehungszeit der Ballade noch lebendig war. Dass die Ungarn heute keine Heldendichtung mehr besitzen, ist wahrscheinlich der Tatsache zuzuschreiben, dass das ungarische Bauerntum die damals modische Kunstgattung der Volksdichtung, die Ballade, sich so vollkommen angeeignet hat, dass die frühere Kunstgattung aus seiner Kultur verdrängt wurde. – Von *István Vincze* besitzen wir schon mehrere Aufsätze über den ungarischen Weinbau. Diesmal beschreibt er eingehend die «Verfahren und Geräte der Weinkelterung unter besonderer Berücksichtigung des Weingebietes von Nordostungarn». Der Wein wird entweder im Weinberg selbst zubereitet oder dann im Presshaus oder im Keller zuhause. Es werden dargestellt die Arten, wie das Pflücken und Einsammeln der Trauben vor sich geht (die verschiedenen Typen der Bütten), die Aufbereitung der abgenommenen Trauben durch mehrere Kelterverfahren und die Bereitung des Weissweins, Rotweins und einiger Spezialweine. Der Aufsatz hat gute Abbildungen. – Ein eigenartiges, thematisch und inhaltlich sehr anregendes Thema wird von *Sándor Erdész* behandelt. Er berichtet von der "World Conception of Lajos Ámi, Storyteller". Es handelt sich um einen ganz hervorragenden Märchen-erzähler, der sich aus einer Mischung von geglaubtem Märchen und übernommenen volkstümlichen Vorstellungen sein eigenes Weltbild geformt hat. Der Verfasser versucht, es durch die Wiedergabe einer Art «Frage- und Antwortspiel» vor uns auszubreiten. Da sind zunächst die Formen der Erde und der Welt, dann die untere Welt (das Drachenland) und die obere Welt (in der sich der Milchsee befindet). Die Antworten werden darauf interpretiert und verglichen mit anderen Völkern, vor allem aus der finno-ugrischen Gruppe. – In den «Beiträgen zum Problem der Worf-schau-feln und des Worf-fels im Karpaten-becken» kann *Iván Balassa* in eingehender Analyse drei Formen der Worf-schau-feln und dementsprechend drei Arten des Worf-fels unterscheiden. – Was *E. B. Wirsaladse* (Tbilissi) von der «Amiranisage und dem grusinischen Jagdepos» vorführt, bedeutet einen wichtigen Beitrag zum Thema der Jagdgöttin, der Herrin der Tiere. Der Verfasser versucht eine Darstellung der Entwicklung des Typus «Kulturheld» zu geben; Amirani führt einen Kampf gegen die alten, verschwommen erkennbaren Gottheiten des Matriarchats. Im übrigen bemüht sich der Verfasser getreu, keine anderen als russische Bücher zu kennen. Ein einziges Mal versteigt er sich zu dem «gewagten» Satz, dass die Sage vom grossen Götterbekämpfer Amirani, vom am Felsen angeschmiedeten Helden «vielen, von anderen Völkern geschaffenen epischen Denkmälern von weltweiter Bedeutung ähnlich» sei. Wir möchten unsererseits in völliger Objektivität anerkennen, dass diese Zusammenstellung des grusinischen Materials für uns wichtige und unbekanntere Quellen eröffnet. – Der kleine Beitrag von *Zoltán Ujváry* über «Primitive Methoden der Feuerbereitung aus Nordungarn» verdient ausdrücklich hervorgehoben zu werden, weil er hochaltertümliches Material in ausgezeichnet klarer Schilderung vorlegt. Wildhaber

Leopold Kretzenbacher, Heimat im Volksbarock. Kulturhistorische Wanderungen in den Ostalpenländern. Klagenfurt, Verlag des Landesmuseums für Kärnten, 1961. 180 S., 24 Abb. 4^o.

Die beiden im Titel enthaltenen Grundbegriffe «Heimat» und «Volksbarock» bekommen durch das vorliegende Werk eine persönliche, bekenntnishaft und vorbildliche Bedeutung. Der Verfasser schenkt das Buch uns und seiner ostalpinen Heimat im Augenblick, da er sich von dieser trennen muss. Im Abschiedsgeschenk gibt er eine Summe seiner bisherigen Forschungen auf dem Gebiet der religiösen Volkskunde in gereifter, knapper Form und zugleich mit der spürbaren menschlichen Wärme, welche das Schwierigste und Entlegenste einfach und wesentlich erscheinen lässt, ohne jede Simplifizierung. Das Buch wird so zu einem Volksbuch im besten Sinn, was in der Volkskunde leider selten gelingt. Dem Fachgelehrten wird dabei nichts vorenthalten; er freut sich, hier eine Reihe von Themen zusammengefasst zu finden, über welche der Verfasser in den letzten Jahren zahlreiche gelehrte Einzeluntersuchungen an verschiedenen, oft entlegenen Stellen veröffentlicht hat; die Bibliographie im Anhang weist hin auf diese Bausteine. In dem erstmaligen Überblick über einen in sich geschlossenen Teil von Kretzenbachers Arbeitsfeld wird man staunend gewahr, wie manche Gebiete der Volksreligiosität er neu und insbesondere auch neuartig erschlossen hat. Auf Grund eines ausserordentlichen kirchengeschichtlichen, theologischen, hagiographischen und kunstgeschichtlichen Wissens werden «überlieferte Formen» des religiösen Volksbarock in genaue Beziehung gesetzt zur allgemeinen Kultur- und Geistesgeschichte, entsprechend der kulturgeschichtlichen Richtung der Volkskunde, welche mit dem Namen von Leopold Schmidt verbunden ist.

Das Buch ist nicht nur Denkmal der «Heimat» als eines von innen erfüllten und begriffenen Kulturraumes im deutsch-slavisches Grenzgebiet; es ist zugleich auch hervorragendes Beispiel für den Begriff «Volksbarock», d. h. für die Barockisierung der süddeutschen und südosteuropäischen Volkskulturen. Ausgerechnet der komplizierte und scheinbar unvolkstümliche Barock erweist sich für die genannten Gebiete als die bestrezipierte kulturgeschichtliche Epoche, welche insbesondere in volkstümlicher Religiosität und Kunstübung fortwirkt (was Albert Carlen bei uns für das Wallis herausgearbeitet hat und was man an einem protestantischen Gebiet in der charakteristischen Variante des protestantischen Volksbarock, etwa am Beispiel des Emmentals oder des Engadins, einmal untersuchen müsste).

Es ist schwer oder unmöglich, von den subtilen und gedrängten Einzeluntersuchungen einen Begriff zu geben, in denen von Fall zu Fall eine andere theologische Problematik, ein anderes räumliches Verbreitungsgebiet oder eine andere geschichtliche Tiefe des «Volksbarock» fassbar wird. Beim ersten Beispiel, «Tannhäusers Fahrt ins Paradies», hebt sich von der trostreichen Barockform, welche im Ostalpengebiet alle älteren Varianten zum Verschwinden brachte, die schweizerisch-alemannische Überlieferung ab, welche an der gnadenlosen spätmittelalterlichen Fassung des Stoffes festgehalten hat, im protestantischen Bereich wohl auch wegen der antipäpstlichen Tendenz. «Faust zwischen Höllensturz und Gnade», ein unverwüstlicher Stoff, dessen sich auch der Volksbarock in seiner Art bemächtigt. «Giovanni Tenorio in Graz», wieder ein «Teufelsbündner», aber ein durch das barocke Gnadenmittel der Weihnachtskrippe der Kapuziner effektiv gerettet. «Das 'Heilige Haupt' zu Klagenfurt», an dem mittelalterliche Mystikervisionen vom «geheimen Leiden» Christi barock-sinnenfällig gemacht werden, wobei im protestantischen Bereich an Paul Gerhards «O Haupt voll Blut und Wunden» zu denken ist. «Die Bühne des steinernen Spiels» als Kreuzweg oder Calvarienberg zeigt wieder die charakteristische Entwicklung vom «aufzugsfreudigen Spätmittelalter» zum «theater-seligen Barock». Die Beschreibung der «Heiligen Stiege», der Scala sancta, ist ein alter Ritus in neuer barocker Sinngewand. «Der heilende Schatten» mit dem durch ihn geheilten Schächer, namens Dismas, ist Gegenstand einer der beziehungsreichsten Untersuchungen, und ebenso führt die Gestalt des andern «Geheilten Christi», des Longinus mit der Lanze» an den innersten christozentrischen Bereich, aber auch an den alten Speerkult (Reichsinsignien) und an den gegenwärtigen Herz-Jesu-Kult heran. «Joseph

der Hausvater» bedurfte des Barock, um recht zu Ehren zu kommen und schliesslich in neuester Zeit zum Arbeiterpatron und Schutzherrn der Kirche zu werden. – Von der zweiten Hälfte wenigstens noch die Titel: «Die Pfeile des erzürnten Gottes» (St. Sebastian u.a. Pestpatrone), «Aufgeputzt wie ein Palmesel ...», «Der Hahn auf dem Kirchturm», «Maria im Ährenkleid», «Madonna mit dem Blutmal auf der Stirn» (Urbild in Rè, nahe beim Centovalli), «Kranzelumgang am Gottsleichnamstag», «St. Leonhard mit der Kette», «St. Kümmeris und das Geigerlein», «Der Heilige an der Brücke», «Steirisch-kärntnerischer Bauern-Jedermann», «Schäferlied und Totentanz».

Gepackt von der Fülle der gemeisterten Probleme und von dem Blickfeld, das den deutsch-slavisch-romanischen Grenzraum in seiner Einheit über Sprachgrenzen weg erscheinen lässt, kann man sich nur dem von Gotbert Moro im Nachwort geäußerten Bedauern anschließen, «dass es noch nicht möglich war, in Österreich ein Institut für südostalpine Forschung in der von dem Autor vertretenen Richtung zu schaffen». Richard Weiss

R. Hansbam, Burgenland. Grenzland im Herzen Europas. Wien, Rudolf Hans Hammer, 1961. 124 S., 60 Bildtafeln. 4⁰.

Vor 40 Jahren ist das Burgenland zu Österreich geschlagen worden, und in diesem Zeitraum hat sich die österreichische Volkskunde ganz intensiv damit beschäftigt. Vor allem ist es das Verdienst von Leopold Schmidt in Wien, sich dieses Landes richtig angenommen und sich mit seinen Problemen, die recht verwickelter ethnischer Natur sind, eingehend abgegeben zu haben. Er liefert denn auch den – wenigstens für die Volkskundler – bedeutsamsten Beitrag zu diesem Gedenkbuch: «Die alte Volkskultur des Burgenlandes». Von anderen Aufsätzen wären etwa zu erwähnen: «Landschaft und Menschen im Burgenland» von Franz Probst, «Kirchen und Kleinodien im Burgenland» von Josef Rittsteuer, «Der Weinbau» von Paul Deutsch. Eine richtige Augenweide stellen die ganz herrlichen Bilder dar. Als Einführung in die Kultur des Burgenlandes eignet sich das Buch ausgezeichnet. Wildhaber

Gerhard Matern, Zur Vorgeschichte und Geschichte der Fronleichnamtsfeier besonders in Spanien. Studien zur Volksfrömmigkeit des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit. Münster/Westfalen, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, 1962. VIII, 337 S., 3 Karten. (Spanische Forschungen der Görresgesellschaft, 2. Reihe, 10).

Es handelt sich um eine umfassende Arbeit, die zunächst die Genesis des Fronleichnamtsfestes erörtert. Zweifellos waren hier auch antihäretische Strömungen am Werke, man denke nur an den Manichäismus des 10./11. Jahrhunderts und an Berengar von Tours. Auch die Wunderhostien sind zu nennen, bei deren Beurteilung man sich jedoch lieber auf die deutsche denn auf die spanische Seite stellen möchte. Dann setzt der Verfasser die Einführung des Festes und der Prozession nicht nur in Spanien, sondern auch in Frankreich und Deutschland ins Licht. Ausführlich dargelegt ist alles, was irgendwie die Prozession beachtenswert macht, so Monstranz und Rangordnung, Kerzen und Feuerwerk, Triumphwagen und Sonnendächer, Spiele und Tänze, auch Masken (z.B. für Engel), dann Hymnen, Motette und Instrumentalmusik, militärische Begleitung. Selbst Giganten fehlen nicht und sogar am Schlusse der Prozession die Stierkämpfe. Geschichtlich-psychologisch erklärt das vierte Kapitel «Der spanische Mensch im Spiegel seiner Fronleichnamtsfeiern» die ganze Haltung. Dieses Kabinettstück stellt den Spanier treffsicher dar (Der freie Mensch, der hochherzige Mensch, der gesellig-frohe Mensch, der Mensch in seiner Symbolwelt, der Mensch in seinem spanischen Gottesstaat).

Gelegentlich ist auch die Schweiz (vgl. S. 99) zum Vergleich herangezogen, meist auf Grund des Werkes von Browe. Wie es scheint, ist H. Krömler, Der Kult der Eucharistie in Sprache und Volkstum der deutschen Schweiz (1949) übersehen worden. Ein Verzeichnis der Personen und Orte fehlt nicht. Wer jedoch den ganzen Reichtum des höchst wertvollen Buches erschliessen will, muss sich ein Sachregister anlegen, zumal vieles Material für verschiedene Motive herangezogen ist. Das Opus, das in den spanischen Forschungen der Görresgesellschaft erschienen ist, wird die volkskundliche Forschung weitgehend fördern und Verständnis für die spanische Eigenart wecken. P. Iso Müller, Disentis

Walter Heim, Briefe zum Himmel. Die Grabbriefe an Mutter M. Theresia Scherer in Ingenbohl. Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde der Gegenwart. Basel, Verlagsbuchhandlung G. Krebs, 1961. 141 S., 7 Karten. (Schriften der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, 40).

Bittschreiben an eine heilige Person, der man sich in allen möglichen Lebensfragen anvertraut, scheint die heutzutage wohl am meisten geübte Form des Verkehrs mit dem Himmel zu sein. An manchen Gnadenorten hat denn auch solche schriftliche Devotion die traditionellen Votive längst in den Schatten gestellt. Es ist deshalb sehr verdienstlich, wenn man einmal das Augenmerk auf eine junge, fast ausschliesslich diesem Frömmigkeitsstil verpflichtete Wallfahrt richtet. Am Beispiel von Ingenbohl werden wir eindringlich und klar mit Geschichte, Wesen und Funktion eines modernen Grabkultes vertraut gemacht. Nach den lokaltraditionellen Grundlagen für die Verehrung der seit langem im Seligsprechungsprozess stehenden Mutter Theresia Scherer skizziert der Verfasser zuerst ganz allgemein die geschichtliche Entwicklung der Briefdevotion und ihre gegenwärtige Verbreitung. Ausgangspunkt seiner Untersuchungen bildet das archivierte, allerdings nicht fortlaufend systematisch gesammelte Material von 5075 Zetteln, Briefen und Gegenständen, welche von 1939–1952 am Grabe dieser Wohltäterin niedergelegt wurden. Seither wächst die Zahl dieser «objektivierten Gebete» von Jahr zu Jahr. Briefe bieten eben auch die Möglichkeit, eine persönliche Wallfahrt durch eine schriftliche zu ersetzen und zudem mögen die auf dem Grabe liegenden Briefstöße zur Nachahmung anregen. Synoptische Karten veranschaulichen die Ausbreitung dieser speziellen Devotionsform in Raum und Zeit; ausser einem eindeutigen Zug nach der Ostschweiz erweisen sich dabei Sprach- und Konfessionsgrenzen als beschränkende Faktoren. Neben dem weltweiten Einfluss der Ingenbohler Schwestern spielt die Mundpropaganda eine erhebliche Rolle für die Verbreitung; besonders Kranken- und Erholungsheime bieten ideale Ausstrahlungsmöglichkeiten. Unter den Briefschreibern, hauptsächlich Frauen aus dem Mittelstand, finden sich gelegentlich sogar Protestanten, was angesichts eines Bedürfnisses nach Hilfe, komme sie woher sie wolle, nicht überrascht. Bei der subtilen Analyse ausgewählter schriftlicher Zeugnisse fällt schon im Briefstil jene geläufige stereotype Formelhaftigkeit auf, nach dem Vorbild bestimmter Gebetszettelklischees unter dem Einfluss bekannter Grosswallfahrten (Einsiedeln, Lourdes). Nur 5,19% der Grabbriefe enthalten Dankesbezeugungen. Eine Unsumme der verschiedenartigsten Anliegen aber, vom Verfasser zu einem Katalog menschlicher Bedürfnisse tabellarisch geordnet, spiegelt «das ganze soziale und wirtschaftliche Leben der Gegenwart in seiner Mannigfaltigkeit und Kompliziertheit». Die Spannweite reicht von den besonders häufigen Gemüts-, Nerven- und Herzkrankheiten über Sport-Toto-Wünsche bis zum Autofimmel. Erfreulicherweise legt Heim das Hauptgewicht auf die volkskundliche Fragestellung nach den Funktionen der Grabbriefe und ihrer Traditions- und Gemeinschaftsbezogenheit. Er prüft eindringlich die verschiedenen Intentionenformen dieses, von ihm konsequent als Gebetshaltung aufgefassten Kultes, wobei der Theologe allerdings in der Beurteilung des Niederlegens der Briefe am Grab die magische Komponente kaum gelten lassen möchte. Neben einer, in Unterordnung unter Gottes Willen erbetenen Wirkung von Kontakthandlungen, mag aber gewiss materielle Hoffnung auf «automatische» Kraftübertragung trotzdem vorhanden sein, auch wenn sich keine direkte schriftliche Aussage hierüber findet. Bieten doch die angeführten Belege von Berührungsriten und Deposition als Sicherung der Hilfe u.E. genug äussere, allgemein bekannte Anzeichen dafür. Beim Weitertragen und Nachahmen des Brauches soll nur in geringem Masse Propaganda des Klosters im Spiele sein: vermittelt der Erhörungszeitschrift, einer Art Mirakelbuch und Votivtafelersatz, welche den vom Bittsteller gelobten Dank veröffentlicht. Die Ausweitung des Verehrerkreises erfolgt vor allem durch emsige Werbung der Verehrer selbst, aus einer Vermittlerschicht, die hauptsächlich Gewerbe- und Handelskreisen angehört.

Der Verfasser hat seinerzeit schon durch Aufnahmen jener Graffiti in der Gersauer Kindlimord-Kapelle (Zeitschrift für Schweiz. Kirchengeschichte, Bd. 50, 1956) Neuland beschritten nach dem Vorbild von Morote Best und Rudolf Kriss. In dieser neuen, in-

struktiven, aus einer Zürcher Dissertation herausgewachsenen Arbeit ist es ihm wiederum gelungen, zu zeigen, wie sehr solche Volksgraphologie ein forschungswürdiger Gegenstand ist, aus dem sich für die gegenwärtsnahe religiöse Volkskunde wertvolle Einsichten gewinnen lassen.

Walter Tobler

Aufsätze zur Brauchtumsforschung

Das Jahrbuch des Volkskundlichen Instituts in Debrecen «Müveltség és hagyomány» (hrsg. von Béla Gunda; Bd. III, 1961) bringt zwei interessante Brauchtumsarbeiten. Die erste dieser Arbeiten befasst sich vom prinzipiellen Standpunkt aus mit den «Fragen der Übergabe, Übernahme und Funktion bei einem ungarischen Volksbrauch»¹; das Beispiel, an dem diese Fragen erläutert werden, ist das Hahnenschlagen, das nur in einzelnen Gebieten von Siebenbürgen, Transdanubien und Nordungarn vorkommt, also in den Gebieten, in denen das Ungartum mit Siebenbürger Sachsen, Deutschen und Slovaken zusammenlebte. Der zweite Aufsatz² bringt hochaltertümliche «Volksbräuche der Keten (Jenissei-Ostjaken) in Sibirien bei der Geburt eines Kindes»; die Keten sollen – so wird es wenigstens in der früheren russischen Literatur erwähnt – ein besonderes Geburtszelt gehabt haben; an der Wiege des Neugeborenen wurden mehrfache Geisterschutz-Amulette angebracht. – Von Zierrudern in Ungarn – sie waren geschnitzte Minnegaben – und dem damit verbundenen Brauchtum berichtet ein kurzer, aufschlussreicher Aufsatz von K. Klára Csilléry³; in der Gemeinde Szeremle, die in ihrem ganzen Haushalt auf Wasserfahrzeuge angewiesen war, herrschte der Brauch, dass am Nachmittag des zweiten Pfingsttages die Burschen mit ihren Mädchen eine Kahnfahrt unternahmen.

Über Schaukeln und Schaukelbrauchtum in Finland berichtet Ilmar Talve in einer ausführlichen Studie⁴. Die verschiedenen Typen der Schaukeln und ihre regionale Verbreitung werden dargestellt. Bedeutsam sind vor allem die Verwendungszeiten: Ostern, Pfingsten, erster Maitag, aber auch Johannistag und Allerheiligen. Daneben gab es auch eigentliche grosse Dorfschaukeln, zu denen die jungen Leute am Samstag- und Sonntagabend gingen. Der Verfasser geht ferner auf die Typen und Verbreitung der Schaukeln in ausserfinnischen Ländern ein. Dort, wo das Schaukeln mit magischen Vorstellungen – vor allem mit Fruchtbarkeitsbeziehungen – verbunden war, ist es an bestimmte Tage geknüpft: Ostern, St. Georgs-Tag, Palmsonntag. Talve nimmt an, dass das Schaukeln in Osteuropa, im Baltikum und in Finland auf antike griechische Gebräuche zurückgehe.

Wildhaber

Rudolf Ramseyer, Das altbernische Küherwesen. Bern, Paul Haupt, 1961. 249 S., 24 Kunstdrucktafeln. (Sprache und Dichtung NF 8).

Unter Anleitung von Prof. Paul Zinsli hat es der Verfasser unternommen, Lebensweise und Lebensbedingungen der emmentalischen Küher darzustellen, «einer grossen Berufsgruppe, die sich ausschliesslich mit der Verarbeitung der Milch und dem Verkauf der daraus gewonnenen Produkte beschäftigt». Eine Fülle von urkundlichem Material, wie es kaum in einem andern Kanton verfügbar sein dürfte, hat ihm die historische Grundlage geliefert und ermöglicht, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu konfrontieren. Obwohl das Küherwesen der Talkäsereien wegen seine Hochblüte längst überschritten hat, gibt es heute noch Küher, die nur Herden, aber kein Land besitzen und darum im Sommer als Pächter auf den Alpen wirtschaften, im Winter aber ihr Vieh bei sesshaften Talbauern füttern lassen. Ramseyer ist diesen Überresten einer altertümlichen Wirtschaftsform per-

¹ Zoltán Ujváry, l. c., 5–88. Deutsche Zusammenfassung.

² J. A. Alexejenko, l. c., 97–106. Deutsche Zusammenfassung.

³ Pfingstruder der Mädchen aus Szeremle: *Néprajzi Értésítő* 43 (1961) 171–179, 5 Abb. Deutsche Zusammenfassung.

⁴ Keinü ja keinuminen Suomessa. Turku, Ethnologisches Institut, 1961. 47 S., 15 Abb. (Scripta ethnologica, 11). Mit englischer Zusammenfassung.

sönlich nachgegangen; 36 Gewährleute haben ihm Auskunft gegeben und ihm auch manches verraten, was man nur Freunden anvertraut. So kann er uns ebensowohl über abergläubische Vorstellungen wie über das Verhältnis zwischen Heu- und Milchpreisen berichten.

Der emmentalische Küherstand hat sich erst nach der Reformation in seiner besondern Form ausgebildet; auch der berühmte Emmentaler Käse, der die Existenz der Küher begründete, ist keineswegs uralt. Dennoch weist die nomadisierende Lebensweise archaische Züge auf, wie sie H. G. Wackernagel auch für ältere Hirtenvölker nachgewiesen hat. Das Standesbewusstsein der Küher, das sich in der Verachtung gegenüber den Talbauern kundtut, hebt Ramseyer mehrmals hervor. Mit gleicher Aufmerksamkeit ist er auch allen Einzelheiten nachgegangen; Alltag und Fest, wirtschaftliche Voraussetzungen und technische Belange kommen zu ihrem Recht. Man vermisst nur wenig: Da die dialektologischen Angaben breiten Raum beanspruchen, hätte Jakob Juds Aufsatz «Zur Geschichte der romanischen Reliktwörter» (*Vox Romanica*, 8) gründlicher verwertet werden sollen; weiter wüsste man gern, ob die Welle des Pietismus im Emmental auch die Küher irgendwie berührt hat.

Nicht ganz geglückt ist die Darstellung. Der Stoff ist in so viele Abschnitte aufgesplittet, dass die Schwerpunkte nicht mehr recht sichtbar werden; dieselben Belege erscheinen mehrmals ohne Rückverweise; über ein und denselben Punkt orientieren ganz verschiedene Abschnitte. (So muss sich der Leser z. B. die Angaben über die Tagewählerei auf den S. 108, 175 und 182 zusammensuchen.) Ein Index hätte solche Nachteile einigermaßen aufgewogen. Dass man sich im hier besonders wichtigen Anmerkungsteil kaum zurechtfindet, ist ein Fehler, den dieser Band mit allen übrigen der verdienstvollen Berner Reihe teilt. Aber es lohnt sich, diese Mängel in Kauf zu nehmen, denn der Leser wird von einem begeisterten Verfasser mit einem höchst wertvollen Material vertraut gemacht, das für verschiedene Zweige der Volkskunde wichtige Perspektiven eröffnet. Vor allem bildet das Buch neben den Werken von Weiss und Hösli einen weitem Baustein zu einer Gesamtdarstellung der alpinen Hirtenkultur.

Hans Trümpy, Basel

Otto Gruber, Bauernhäuser am Bodensee. Hrsg. von *Karl Gruber*. Konstanz und Lindau, Jan Thorbecke Verlag, 1961. 137 S., 170 Abb. und Pläne. DM 32.50.

Als Vermächtnis der intensiven und sorgfältigen Forschungen des 1957 verstorbenen Verfassers liegen Studien über Bauernhäuser am Bodensee – genauer aus dem Hegau und Linzgau – in einer seltenen Gründlichkeit und glücklichen Vereinigung von Text, Bild und Plan vor. Deutlich zeigt sich die enge innere Verbundenheit des Verf. mit dem Bodenseeraum in der Erfassung der Landschaft, in die die Bauernhäuser gestellt sind.

Nach einem kurzen Überblick, Landschaft und geschichtliche Entwicklung umfassend, wendet sich der Verfasser den Verhältnissen der sozialen Struktur der Dörfer und den Bauten zu. Im besprochenen Raum treten zwei Haupttypen auf, die verschiedene Möglichkeiten für Hausformen ergeben. Das bodenebene Einhaus vereinigt Menschen und Tiere unter einem Dach zu ebener Erde; heute sind es sog. Mitterstallhäuser, sie entsprechen jedoch ursprünglich dem Mittertennhaus, wie wir es auch auf schweizerischem Gebiet antreffen oder Flurküchenhäuser. Die früher vorhanden gewesenen Hochstüde verschwinden schon vor dem 17. Jahrhundert und machen Kehlbalkendachstühlen Platz. Beim gestelzten Haus, der zweiten Hauptform, liegen Wirtschafts- und Wohnräume übereinander, teilweise charakterisiert durch ein allseitig vorkragendes Obergeschoss. Die stattlichsten dieser Bauten gehörten im Mittelalter den grundherrlichen Verwaltern, daneben kommen sie als einfache Bauernhäuser für kleinbäuerliche Betriebe überall vor. Das Wohngeschoss weist gewöhnlich den Flurküchengrundriss auf. Konstruktiv sind beide Haustypen in Fachwerk erbaut, das mit seiner intensiven Gliederung und den leuchtenden Farben Leben in die Landschaft bringt.

M. Gschwend

Erhard Riemann, Ostpreussische Vierkanthöfe. Zeitschrift für Mundartforschung, 27. Jg., Heft 4, 1961 (F. Steiner Verlag, Wiesbaden), S. 233–250, 9 Abb.

Die seit den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts verschwundenen grossen Vierkanter konnten auf Grund von Separationskarten aus der Mitte des letzten Jahrhunderts in ihrer Verbreitung festgelegt werden. Sie vereinigten häufig das niederdeutsche Haus als Wohn- teil mit den notwendigen Wirtschaftsräumen. Später wurde dieses niederdeutsche Haus, das vermutlich durch Kolonisten der deutschen Ostsiedlung im Mittelalter nach Ost- preussen gebracht worden war, durch das mitteldeutsche Wohnstallhaus verdrängt. Bau- polizeiliche Vorschriften und Feuergefährlichkeit waren die Ursache des Verschwindens dieser Höfe. M. Gschwend

Kristian Bjerkes, Gamle borgerhus i Bergen. Bergen und Oslo, Universitetsforlaget, 1961. 167 S., Abb. und Pläne. Englische Zusammenfassung.

Diese reichbebilderte und mit zahlreichen Plänen versehene Arbeit versucht die ge- schichtliche Entwicklung der bürgerlichen Hausbauten von Bergen darzustellen. Aus dem einfachen, zweiräumigen Haus (Wohnraum, Küche) wurden vor allem im 18. Jahrhundert durch Addition kompliziertere Bauten. Die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigt un- symmetrische Grundrisse, die stets mehrräumig sind. Als Haus der wohlhabenden Bürger und Kaufleute, mit Quergiebeln und Lukarnen geschmückt, folgt ein symmetrisch ange- legtes Haus mit einem Mittelgang. Als repräsentative Bauten sind sie auch in der näheren Umgebung Bergens zu finden. In einfacherer Form wurden diese Häuser Allgemeingut der Bevölkerung. Ein besonderes Kapitel setzt sich mit den Wohnhäusern Bergens vor dem Brand von 1702 auseinander. Vor allem die älteren Bauten sind in raschem Ver- schwinden begriffen, so dass vorliegende Arbeit einen wertvollen Beitrag zur verglei- chenden Untersuchung der städtischen Bauten in Skandinavien bildet. M. Gschwend

Aufsätze zur Sachvolkskunde

Das Jahrbuch des Volkskundlichen Instituts in Debrecen «Müveltség és hagyomány» (Bd. III, 1961) enthält mehrere Aufsätze zu diesem Themengebiet; alle sind mit deutschen Zusammenfassungen versehen. *József Szabadfalvi* berichtet über die vermutliche Ent- stehungszeit und die «Zubereitung des ungarischen Honigbiers»¹; *Nándor Ikvai-Iváncsik* macht «Angaben zu den Dreschflegeln in Jazygien»², die als Ergänzung zu einer früheren Arbeit von L. K. Kovács zu bewerten sind; die «Überreste des bäuerlichen Bauwesens in den Weingärten von Konyár» beschreibt *Albert Kurucz*³; er führt mit dieser Schilder- ung der Rebberghäuschen ein schon mehrfach behandeltes ungarisches Thema weiter. Formen und Verwendung der Deckkörbe, welche zu den einfachsten Fischereigeräten gehören, führt uns *Miklós Szilágyi*⁴ vor. Der Herausgeber des Jahrbuchs, *Béla Gunda*, bringt Beiträge zur «Geschichte des iranischen Brotes»⁵, in welchem er auf den Erdofen, eine in die Erde gegrabene, primitive Backgrube eingeht.

Ilmar Talve führt die Tradition der nordischen Länder mit ihren Schilderungen vom Leben und der Arbeit einzelner Berufszweige weiter, indem er eine grössere Studie über die «Flösser in Satakunta (Westfinland) in der Zeit vor 1920» vorlegt⁶. Es geht ihm im wesentlichen um die Arbeitsverhältnisse in der Zeit von etwa 1895–1920; die Arten der Arbeiten, die Flösser-Rotten, Lohn, Unterkunft, Arbeitskleidung, Verpflegung, Freizeit- beschäftigung und Geschicklichkeits- und Mutproben des Neulings werden beleuchtet; die Arbeit ist, wie man ersehen kann, stark soziologisch eingestellt.

¹ l. c. 107–128, Literatur.

² l. c. 149–158, 4 Abb., 1 Karte.

³ l. c. 167–176, 8 Abb.

⁴ l. c. 187–200, 11 Abb.

⁵ l. c. 219–226.

⁶ Satakunnan uittotyöläisistä ennen 1920-lukua. Turku, Ethnologisches Institut, 1961. 42 S., 10 Abb. (Scripta ethnologica, 10). Deutsche Zusammenfassung.

Das 2. Jahrbuch des Mährischen Museums in Brno (datiert 1960, erschienen Ende 1961), «Ethnographica», das unter der umsichtigen Leitung von *Ludvik Kunz* steht, bietet mehrere, sorgfältig illustrierte Studien zur Hausforschung in Rumänien und Mähren; sie sind in französischer oder deutscher Sprache geschrieben; wir müssen uns mit der Titelführung begnügen: *Paul Henri Stabl*, Les habitations humaines sur la vallée de la Bistrița en Roumanie⁷; *Tancred Bănățeanu*, Types d'âtres dans les villages roumains d'une des régions marécageuses du Danube⁸; *Soňa Švecová*, Die Entwicklung der Feuerstätten in Südmähren und den anliegenden Gebieten der Westslowakei⁹; *Vilém Hank*, Altertümliche Schornsteinhauben von mährischen Bauernhäusern¹⁰. Zwei weitere Aufsätze behandeln Themen aus dem Gebiete der volkstümlichen Keramik: *Adolf Mais*, Das Beharrungsmoment in der Keramik¹¹; *Růžena Hrbková*, Fayencen mit der Marke L¹². Eine grössere, auch technologisch aufschlussreiche Arbeit «Ein Beitrag zur Frage der Herkunft der Klöppelspitze in der Slowakei» stammt von *František Kalesný*¹³.

Der neue Band von «Slovenski Etnograf»¹⁴ führt die in früheren Jahrgängen begonnenen Untersuchungen über die Feldgeräte Sloveniens in mehreren Aufsätzen (alle mit deutschen Zusammenfassungen) weiter. Da ist zunächst die Darstellung von *Boris Orel* über «Die Arl auf slovenischem Sprachgebiet»¹⁵; er hat in den steirischen und kärntnerischen Gebieten Sloveniens und Österreichs (wo sich slovenische Siedler befinden) Erhebungen durchgeführt über die vierseitige Arl, die heute noch gelegentlich als Kartoffelpflug verwendet wird. *Tončica Urbas* berichtet über den «Reisser im Nordosten Sloveniens»¹⁶; darunter ist ein rezentes Hilfsgerät für den Ackerbau verstanden, ein Furchenzieher, der je nach den Bodenverhältnissen von Hand oder von Tieren gezogen wird. *Angelos Baš* liefert einen weiteren Beitrag zu seinen verdienstlichen Untersuchungen über den Dokumentarwert alter Bilder. Diesmal bringt er eine gut durchgeführte Analyse der Darstellung eines Pfluges¹⁷ auf dem herrlichen Fresko in der alten Kirche von Hrastovlje in Slovenisch-Istrien, das 1490 gemalt worden ist.

Das neue Faszikel der portugiesischen Zeitschrift «Trabalhos de antropologia e etnologia» enthält einen schönen, gut bebilderten und übersichtlich angeordneten Aufsatz von *Fernando Galhano* über «Cestaria de Entre Douro e Minho. Contribuição para o estudo da cestaria portuguesa»¹⁸. Der Verfasser, dem wir schon eine stattliche Zahl ausgezeichnete Sach-Arbeiten verdanken, hat es sich zum Ziel gesetzt, die Flechtarbeiten von ganz Portugal zu beschreiben. Hier bietet er einen regionalen Ausschnitt. Unter «cestaria» will er nicht nur Korbflechterei im engeren Sinne verstehen, sondern viel mehr geflochtene Behälter und Traggeräte überhaupt, also mehr im Sinne des französischen «vannerie». Seine Arbeit stellt sich damit an die Seite einiger früherer Werke über Flechtarbeiten, so etwa des finnischen Buches von Valonen, Geflechte und andere Arbeiten aus Birkenrindenstreifen (Vammala 1952), des dänischen von H. P. Hansen, Jydepotter og løb (Kopenhagen 1944) und des belgischen von Henri Frenay, Mathieu Fréson und Jean Haust, Le Tressage de la Paille dans la Vallée du Geer (Liège 1922). Bis zu einem gewissen Grade ist auch das – allerdings von gänzlich anderen Gesichtspunkten aus geschriebene – Buch von Emmanuel Ribeiro, La vertu de l'Osier et du Genêt (Coimbra 1930) hier zu er-

⁷ l. c., 67–81, Abb.

⁸ l. c., 82–104, viele Zeichnungen und Karten.

⁹ l. c., 105–130.

¹⁰ l. c., 131–149, viele Zeichnungen und gute Verbreitungskarten.

¹¹ l. c., 171–180, Abb.

¹² l. c., 181–186.

¹³ l. c., 195–241, zahlreiche Abb.

¹⁴ Bd. 14 (1961). Ljubljana, Etnografski muzej.

¹⁵ S. 15–40, mit Abb.

¹⁶ S. 41–50, mit Abb.

¹⁷ S. 51–58, 1 Abb.

¹⁸ 18 (1961/62), fasc. 3–4, 257–335, 47 Abb.

wähnen. Galhano geht von den beiden hauptsächlichen Materialien aus: dem Schindelholz und den Weidenruten. Er beschreibt die Geräte und die Arbeitsvorgänge und fügt entsprechende Abbildungen in reichlicher Zahl bei. Interessant ist dabei die Arbeitsweise am «senkrechten Webstuhl» mit einer Art von «Halbweben», wie wir es als Seltenheit auch aus dem Kanton Bern für die Herstellung von Wannensieben kennen. Es werden jeweils auch die regionalen termini technici angeführt. Natürlich ist auch die bunte Reihe von Fertigwaren erwähnt: Arbeitskörbe, Säekörbe, Körbe für Gemüsefrauen und Krämer, für Trauben, Früchte, Fische, Brot, Hühnerkörbe, Körbe, die man auf dem Kopf trägt, Reisekörbe, flache Schalen und Feuerfächer. Wildhaber

Imagerie populaire

Wir möchten hier mit ein paar Worten auf einige Neuerscheinungen aufmerksam machen, welche vielleicht nicht sehr bekannt sind. Den schönen französischen Werken zu diesem Thema gesellt sich ein neues hinzu: «Épinal et l'imagerie populaire»¹, in welchem Jean Mistler, François Blaudez und André Jacquemin ausgezeichnete Abhandlungen über die Ursprünge, die Geschichte und die Techniken der Imagerie von Epinal schreiben. Dem Buch sind eine ganze Menge köstlicher Drucke in schwarz und in Farben beigegeben. Thematisch beschränkt es sich, wie der Titel sagt, auf die Verleger von Epinal. – Auf ein ebenso berühmtes Verlegergebiet – dasjenige von Chartres – beschränkt sich das Buch von Maurice Jusselin, «Imagiers & cartiers à Chartres»², dem Adolphe Aynaud eine sehr nützliche «Liste des productions connues de l'imagerie populaire Chartraine» beigegeben hat. Zudem enthält das Buch ein ausführliches Personenregister, ferner Verzeichnisse der Orte, der Verlegeradressen und der ikonographischen Themata. – Der hervorragende Kenner der Imagerie, Pierre-Louis Duchartre, hat ein sehr interessantes und Neuland erschliessendes grosses Werk herausgebracht: «L'imagerie populaire russe et les livrets gravés, 1629–1885»³, das sowohl durch seinen kenntnisreichen Text als auch durch sein reiches Bildmaterial bedeutend ist. Die religiösen Bilder treten gegenüber den weltlichen Themen in den Hintergrund. Für die religiöse Imagerie der Ostkirchen fehlt uns immer noch das Nachschlagebuch. Duchartre wird uns in nächster Zeit kaum damit beschenken, weil er seinen Plan eines europäischen Imageriebuches zunächst zu verwirklichen hofft. – Ein ebenfalls unbekanntes Gebiet wird uns durch ein neues dänisches Buch erschlossen: V. E. Clausen, «Det folkelige danske træsnit i etbladstryk 1650–1870»⁴. Es behandelt die dänischen Holzschnitte und Einblattdrucke aus der Zeit von 1650–1870; in einem Katalog werden annähernd 600 Nummern beschrieben. Die meisten dieser Bilder fanden sich auf der Innenseite von Truhendeckeln aufgeklebt; sie werden deshalb auch etwa als «Truhentbriefe» bezeichnet. Deutscher Einfluss ist unverkennbar. Als bemerkenswerte Abbildungen erwähnen wir den ersten dänischen Himmelsbrief (von 1720), eine Altweibermühle und einen hübschen Beitrag zum Thema der Gänsepiele. Das Hauptgewicht des Buches liegt auf dem Text, weniger auf den Abbildungen. – Wenigstens teilweise hierher gehört auch das Buch von José E. Espinosa «Saints in the Valleys. Christian sacred images in the history, life and folk art of Spanish New Mexico»⁵. Es berichtet allerdings nicht nur von den retablo-Malern, sondern auch von den bulito-Schnitzern. Auch hier macht der Text den wesentlichen Teil aus. Der Verfasser – ein intimer Kenner des Stoffes – schildert die gesamte Geschichte und die einzelnen Volkskünstler dieser eigenartigen Mischung von spanisch-christlichen und mexikanischen Elementen in der religiösen Volkskunst. Wildhaber

¹ Paris, Librairie Hachette, 1961. («Bibliothèque des Guides Bleus»). 191 p.

² Paris, Librairie d'Argences, 1957. 281 p., 30 pl.

³ Paris, Gründ, 1961. 188 p., 148 fig., 8 pl. en couleurs.

⁴ København, Munksgaard, 1961. 264 S., 49 Abb. (teilweise farbig). Résumé français.

⁵ The University of New Mexico Press, 1960. XIII, 122 p., 47 fig.

Margaret W. Robinson, *Fictitious Beasts. A Bibliography*. London, The Library Association (Chaucer House, Malet Place, W. C. 1), 1961. 76 S., Abb.

Ein reizvolles Bändchen über ein wenig bearbeitetes Randgebiet der imagerie populaire, das seit jeher die Gemüter der Menschen erregte und an ihre Sensationslust und Neugier appellierte. Schon der Zürcher Johann Jakob Wick legte im 16. Jahrhundert eine Sammlung derartiger Einblattdrucke und «Massenkunst» an; Almanache, Jahrmarktblätter und Bilderbogen mit Abbildungen von Fabeltieren und phantasievollen Ungeheuern haben zu jeder Zeit guten Absatz gefunden. Das vorliegende Bändchen möchte einen Beitrag zur Kenntnis der Literatur über das Thema geben, wobei die Verfasserin ausdrücklich betont, dass es sich nicht um eine umfassende Bibliographie handle. Sie befasst sich nur mit europäischen Motiven (der Vogel Rok ist also nicht vertreten), mit gedruckten Büchern, welche die Auffassung der Engländer über diese Tierwelt zeigen (es handelt sich beinahe ausschliesslich um englische Bücher). Ebenso finden sich nur Tiere erwähnt, welche in der Wirklichkeit nicht vorkommen (Vampire = Fledermaus und Werwolf = Wolf sind also ausgeschlossen). Einzelne Tiere haben sich besonderer Beliebtheit in der Literatur erfreut, so die Gänsemuschel, Basilisk, Drache, Greif, Phönix, Einhorn, Mermaid und die Seeschlange. Doch sind auch die selteneren Exemplare erwähnt, wie etwa Grendel und das Loch-Ness-Ungeheuer. Das Büchlein ist mit einigen besonders hübschen Abbildungen ausgestattet; da findet sich z. B. der Borametz oder das Pflanzenschaf, das sich ohne weiteres neben Morgensterns zartem Mondschatf sehen lassen darf. Ein sorgfältiger Index vermittelt den Zugang auch zu den seltensten Dialektformen derartiger Wesen.

Im Anschluss an die «Wundertiere» möchten wir es nicht unterlassen, auf die vorzüglichen Arbeiten von *Rudolf Schenda* hinzuweisen, der sich bereits einige Male mit der französischen Prodigienliteratur befasst hat und der ebenfalls eine schöne Studie zum Monstrum von Ravenna veröffentlicht hat. Als Weiterführung legt er nun einen überlegenen zusammengefassten und angenehm lesbaren Beitrag «Die deutschen Prodigiensammlungen des 16. und 17. Jahrhunderts» vor¹. Er geht darin auf die bewegenden Kräfte der Prodigienliteratur ein, die ja für die religiöse Haltung der Zeit überhaupt bezeichnend sind. Von den bedeutenden Kompilatoren erwähnt er besonders Lycosthenes, Fincel, Goldwurm, Praetorius, Caspar Schott und Hondorff. Im einzelnen werden noch Spezialsammlungen über Kometen und andere Himmelszeichen, Wetter- und Brandzeichen, Blutzzeichen, Hexen, Zauberer und Teufel, Monstren, Geister, Gespenster und Leichen (unter anderem Ludwig Lavaters Buch von Gespenstern) aufgeführt. Den Beschluss bildet ein Ausblick auf die allmähliche Wandlung der Prodigien- zur Kuriositätenliteratur. Eine chronologische Bibliographie der benutzten Sammlungen ist beigegeben. Wildhaber

Hildamarie Schwindrazheim, *Hamburger Weihnachtswünsche aus dem 18. und 19. Jahrhundert*. Hrsg. vom Verein für Hamburgische Geschichte in der Reihe Vorträge und Aufsätze, 9. Folge. Hamburg, Hans Christians Verlag, o.J. (1961). 54 S., 23 Abb. und beigefügter farbiger Weihnachtswunsch.

In Hamburger Sammlungen haben sich eine grössere Zahl an Weihnachtswunschblättern der letzten beiden Jahrhunderte erhalten. Es sind meist ziemlich grosse Papierbogen oder auch kleinere, gefaltete Doppelbogen, geschmückt mit reizvollen Darstellungen, zunächst als Kupferstiche, später als Steindrucke, selten einmal als Radierung. Es lassen sich in hübscher Weise die verschiedenen Stileinflüsse verfolgen. Dass Hirten- und Krippenszenen häufig vorkommen, ist zu erwarten; es finden sich auch sehr frühe Wiedergaben des Weihnachtsbaumes. In den meisten Fällen lassen sich die Blätter den verschiedenen Stechern und ihren Werkstätten zuweisen; die bedeutendsten Vertreter waren Vater und Sohn Pingeling, Vater und Sohn Stöttrup und Otto Speckter. Ursprünglich wurde der Mittelraum freigelassen und von den Kindern in der Schule ausgeschrieben; öfters wurde dann der Initialbuchstabe vom Lehrer besonders schön ausgeführt. Damit rücken

¹ Archiv für Geschichte des Buchwesens 4 (1962), Spalte 637-710, 7 Abb.

diese Wünsche in die Nähe der Schönschreibvorlagen und Osterexamenschriften, wie wir sie in mehreren Schweizer Kantonen kennen. Mit der Zeit übernahmen die Stecher immer mehr auch die Gestaltung der Schrift; in schnörkelhafte Buchstaben wurden Landschaftsausblicke, Blumen und Genreszenen hineinkomponiert. Der Initialbuchstabe bedingte den entsprechenden Spruch oder Wunsch, den man mit dem Blatt zusammen kaufte. Noch später verblieb dem Kind nur noch das Einsetzen des Namens und der Jahrzahl. Auch der Inhalt der Sprüche wandelt sich und wird zum Ausdruck einer Zeiteinstellung. Das späteste Datum solcher Weihnachtswünsche ist 1884. Nachher kommen die herrlichen Postkarten und bunten Lithographien der Jahrhundertwende, die heute auch bereits Sammelobjekt und Kulturdokument geworden sind. Über sie vergleiche man etwa: Lily Weiser-Aall, *En samling norske julekort* (Oslo 1958) und L. D. Ettliger/R. G. Holloway, *Compliments of the season* (London, Penguin Books, first publ. 1947). Wildhaber

Hilde Kämpers, Kunst auf Baumwolle. Gedruckt für Firma F. A. Kämpers, Baumwoll-Spinnerei, Rheine a. d. Ems. Im Buchhandel: Ardey-Verlag, Dortmund. 50 S. Text, 134 S. Bildteil, 10 S. Karten. DM 36.–

Das vorliegende Buch erhebt nicht den Anspruch, ein wissenschaftlich-technologisches Werk zu sein, sondern es will den Leser durch die Kulturgeschichte der Baumwolle und ihrer Verarbeitung führen und ihn anregen. Es umfasst, mit Karten, Schematas und reichhaltigem Bildmaterial belegt, folgende Kapitel: «Indien und der Orient, Indonesien, Afrika, Peru, Europa», gefolgt von einer knappen Erläuterung technischer Bezeichnungen. Jedem Kapitel ist ein ausführliches Literaturverzeichnis angeschlossen. Der Hauptteil ist dem Umfang nach den Gebieten ausserhalb Europas gewidmet. Während im ersten Kapitel grosses Gewicht auf die Erzeugnisse und Stilepochen Indiens und des Vorderen Orients gelegt wird, kommt leider Ostasien zu kurz; dies gilt vor allem für Japan, das die Baumwolle schon seit dem 16. Jahrhundert kennt und heute noch in grossem Stil mit alten Musterungstechniken verarbeitet. Die Ausführungen über Indonesien orientieren gut über die verschiedenen Arten von Reservemusterungen, «Afrika» beschränkt sich auf einige typische Beispiele, während die Abhandlung über die technologische und stilistische Entwicklung der peuranischen Baumwollerzeugnisse wohl das beste und in sich geschlossenste Kapitel bildet. Der Abschnitt Europa wird nochmals unterteilt. «Entwicklung bis zur Moderne» umfasst die Verbreitung des Baumwollhandels, Übernahme von Ziermotiven aus dem Vorderen Orient und Indien, technische Neuerungen, Industrialisierung. Das folgende Kapitel leitet mit einer guten, allgemein gehaltenen Einführung zu dem Phänomen Volkskunst über zu den Unterschieden zwischen West- und Osteuropa im Zusammenhang mit dem Thema. «Die Moderne» gibt einen Rück- und Ausblick über Gobelinwirkerei (Aubusson). Die Auswahl und Qualität der Photos ist leider unterschiedlich: gerne sähe man neben den neun Abbildungen von Kettenikat noch mindestens einen Doppelikat. In die technischen Angaben haben sich einige Fehler eingeschlichen: die afrikanische Mütze auf Photo 65 ist nicht gestrickt, sondern wie die Mütze 64 in Verschlingtechnik gearbeitet. Photo 56 zeigt ein Gewebe mit Tritik, nicht mit Plangimusterung. Die Bezeichnungen Wirkerei, Schlitzweberei, Schlitzwirkerei werden willkürlich ausgetauscht (S. 187/67, 186/109). Gadi Müller, Basel

Deutsches Rechtswörterbuch. Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache. Weimar, Hermann Böhlau Nachfolger, 1961. Bd. 6, Heft 2, Spalte 161–320 (Hutschaftordnung–irren). In Verbindung mit der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin hrsg. von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften.

Das Ende des Buchstabens H bringt noch zwei volkskundlich recht ergiebige Wortgruppen. Da ist zunächst «Hut», in den beiden Bedeutungen von «hüten» (z.B. Hutstall oder Hutsverwandte = Weidegenossen) und von der Kopfbedeckung (z.B. Hutstepper). Dann kommt «Hütte» mit einer grösseren Anzahl von Bedeutungsmöglichkeiten: kleine Behausung, Verkaufsbude, Schmelzhütte, Bauhütte, Sennhütte und Holzstoss in Hüttenform. Der «Hüttenstuhl» etwa ist ein einbeiniger Arbeitsstuhl eines Stein-

metzen, bei der formelhaften Begrüssung eines wandernden Gesellen verwendet. – Beim Buchstaben I wird die eigentlich volkskundliche Ausbeute wesentlich geringer; es sind doch allzu viele Fremdwortausdrücke mit den Vorsilben in- und inter- verbunden, welche nur der rechtlichen Fachsprache und dem Amtsstil angehören, mögen sie auch bis in das 18. Jahrhundert zurückreichen. Immerhin findet sich doch manch Interessantes, etwa bei «innehaben», «innehalten», «Innung», «Insasse», «Insiegel» und «irren», letzteres hauptsächlich in den Bedeutungen von «hindern, behindern» und «schädigen, beschädigen». – An Einzelheiten seien erwähnt «Inste» (und Zusammensetzungen) in der Verwendung von «Häusler, Kötner», das aus dem 15. Jahrhundert belegte Wort «Inschmiege»: Hineinkriechen als Hausfriedensbruch, «Immi»: das aus dem alemannischen Sprachgebrauch bekannte «Mass», vor allem in der speziellen Verwendung als «Mass für den Mahllohn des Müllers». – Von der Bedeutung der Bienenzucht geben «Imme» und Zusammensetzungen Aufschluss; so heisst ein Markstein einer Gemeinde, welche einen Bienenkorb im Wappen hat, «Immenstein»; der «Immenzaun» dient zur Abgrenzung des Schwärmgebietes der Immen. Wildhaber

Handwörterbuch der Sage. Namens des Verbandes der Vereine für Volkskunde hrsg. von *Will-Erich Peuckert*. 1. Lieferung, Aa-Alb. LII + 200 Spalten. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1961.

Nun fängt das grosse, langerwartete und ersehnte Unternehmen des neuen Handwörterbuches also an! Wir freuen uns darauf, und wir gratulieren dem Verband und W.-E. Peuckert, dass sie diese langwierige Arbeitslast auf sich genommen haben und damit der Wissenschaft wieder ein bedeutsames Forschungsinstrument in die Hand geben, das dem Handwörterbuch des Aberglaubens und der in sorgfältigster Vorbereitung befindlichen Enzyklopädie des Märchens an die Seite treten wird. Peuckert hat vor nicht sehr langer Zeit in *Stammlers Deutscher Philologie im Aufriss*¹ seine Auffassung der Sage nochmals dargelegt. Die erste Lieferung des neuen Handwörterbuches enthält keine Richtlinien oder Angaben, wie das Werk geplant und angelegt ist; die Beurteilung ist also etwas schwierig, weil sie möglicherweise von anderen Auffassungen und Intentionen ausgeht. Auf jeden Fall: die vorliegenden Artikel und Stichwörter sind verheissungsvoll und erschliessen grosse Flächen von Neuland. Wir können dem Unternehmen nur alles Gute auf seinen weiteren Weg wünschen.

Doch müssen wir uns erlauben, auch einige Bitten und Wünsche anzubringen; denn ein derartiges Werk wird auf Jahrzehnte hinaus nicht wiederholt werden, und so dürfen wir mit vollem Recht etwas strengere Maßstäbe anlegen, denn das Werk soll ein zuverlässiges Nachschlagsinstrument werden und bleiben. Als Selbstverständlichkeit sollten wir wohl philologische Genauigkeit, sogar pedantische Peinlichkeit voraussetzen; sie gibt den grossen Linien erst die ruhige Sicherheit. Beim Stichwort «Ader lassen» (Sp. 111) hat mich am Zitat sprachlich etwas gestört; eine Kontrolle ergab den Fehler. Wenn man (beim gleichen Stichwort) schon ein Graubündner Zitat verwendet, dann darf man nicht von einem «Fänggenmännle» sprechen, sondern es heisst (wie es auch im Original steht) «Fänggenmannli». Wenn die Bearbeiter das nicht schreiben können, sollen sie wenigstens «Fänggenmännchen» sagen; denn Graubünden liegt im alemannischen Sprachbereich und nicht im schwäbischen (was ein Philologe eigentlich wissen müsste). Ebenso unerfreulich ist das (offenbar schweizerdeutsch gemeinte) «Äuliweibli», das im Original (Kuoni) richtig «Äuliwibli» heisst (warum nicht schriftdeutsch: «Äuliweibchen», anstatt uns diese unschweizerische Dialektformen zuschanzen zu wollen?). Warum wird im Literaturverzeichnis Schneewis zu Schneeweiss umgetauft? Warum wird Krzyżanowski nicht richtig wiedergegeben?

Dem Faszikel ist ein Literaturverzeichnis vorangegeben. Nun wissen wir allerdings auch hier nicht, nach welchen Gesichtspunkten die Auswahl getroffen wurde, so dass

¹ 29. Lieferung, Spalte 1741–1770; man vergleiche dazu aber ebenfalls: Lutz Röhrich, *Die Deutsche Volkssage. Ein methodischer Abriss: Studium Generale* 11 (1958) 664–691.

vielleicht einige von unseren Fragen gegenstandslos sind. Wenn gemeint ist: «Deutsche Sagenwerke mit ausgewählten (nach welchem Prinzip?) Seitenblicken auf schweizerische und europäische Literatur», werden wir uns damit abfinden müssen. Sollte aber tatsächlich der Wunsch, oder sogar der Glaube bestanden haben, die europäische Literatur erfasst zu haben, dann müssten wir doch schwere Bedenken anmelden. Auf jeden Fall ist uns die getroffene ausserdeutsche Auswahl leicht befremdlich. Es ist eine recht stattliche Zahl französischer Werke angeführt, doch fehlen dann z.B. Carroz, Contes d'Arbaz (Wallis); Carnoy, Contes français; Pineau, Folklore du Poitou; Seignolle, Hurepoix; Beuret, Légendes Jura (Kt. Bern). Für das Norditalienische fehlen die wichtigen, als Separatum erschienenen Beiträge von Perusini, Leggenda ladine und Leggenda friulane (dafür ist das höchst fragwürdige Buch von K. F. Wolff, Dolomiten-Sagen angeführt) und von Meyer, Schlern-Sagen. Für das Rätoromanische hätte unbedingt Decurtins herbeigezogen werden müssen; als eine Art Ersatz sind dann dafür bei Büchli, Mythologische Landeskunde 2 Bände erwähnt, trotzdem es bis jetzt nur einen gibt. Ich vermisse ferner (es handelt sich nur um Stichproben): Bett, English Myths; Thomas, Welsh Fairy Books; Geyer, Sagenschatz Zwickau; Tietz, Sagen Banat; Hörler, Sagen Gänserndorf; Linnarsson, Bygd, by och gård; Sagen aus dem Mostviertel (2 Bändchen); Savi-Lopez, Leggenda delle alpi. – Englert-Faye, Alpensagen aus der Schweiz ist eine dichterische, sehr schön lesbare Sagensammlung; wissenschaftlichen Dokumentarwert hat sie keinen (oder, schwächen wir ab: beinahe keinen). Ebenso sind Botkin's Treasury-books mit viel Reserve zu erwähnen. – Recht unerfindlich ist mir das Auswahlkriterium für die Schweizer Sammlungen. Eine der schönsten und wertvollsten – M. Soeder, Sagen aus Rohrbach – fehlt (sie gäbe allerdings reichlichen Anlass für falsche Zitate!); ebenso fehlen Gelpke, Die Christliche Sagengeschichte der Schweiz, Marie Lauber, Hab Sorg derzue (Frutigen), Wahlen, Emmentaler Sagen (andere, kleinere Sammlungen sind hingegen getreulich verzeichnet). – Hoffen wir, das «Literaturverzeichnis» sei nur als ein vorläufiger Entwurf gedacht (so bezeichnet ist es zwar nicht) und das endgültige Verzeichnis sehe dann um so schöner aus.

Eine wirklich ausgezeichnete Idee wäre die Zusammenstellung der «Deutschsprachigen Landschaften und ihrer Sammlungen», wenn eben nicht auch hier sich gleich mehrere Fragen erhöhen. Warum sind schlichtweg und «en bloc» Churrätien, Graubünden, Rätische Alpen als «deutschsprachig» bezeichnet, und vor allem, warum steht das Unterwallis hier (gegen derartige Okkupationen müssen wir ein entschiedenes Veto einlegen – nur ist unser Veto berechtigt!). Ist es nicht ein Widerspruch «Welschtirol» als «deutschsprachig» zu bezeichnen; warum gibt es aber das Stichwort «Südtirol» nicht? Warum stehen unter Graubünden nicht auch Jecklin und Vonbun? Warum steht unter «Burgenland» nicht auch Bünker (er wird bei den «Heanzen» angeführt, das es aber als «Landschaft» nicht gibt)? Warum sind Zug (Koch), Unterwalden (Niederberger), Zürich (Glättli) nicht als Landschaften erwähnt; denn hier würde es sich wirklich um deutschsprachige Landschaften handeln? Warum ist Streich weder bei Brienz noch bei Berner Oberland aufgeführt, und ebenso Gabathuler weder bei Wartau, Werdenberg oder Schweiz? – Die Bezeichnung Sargans für Manz ist falsch; es müsste Sarganserland heissen (wie es übrigens auch im Buchtitel steht). Eine Ortschaft Lauterbrunn (Michel) gibt es in der Schweiz nicht, nur Lauterbrunnen (das Adjektiv dazu heisst «Lauterbrunner»). – Und endlich: warum haben die Bearbeiter ihr Manuskript nicht an zuständige Institute und Leute zur Einsicht und Kontrolle zugestellt; dann hätten alle diese unerquicklichen – und um der Sauberkeit willen doch nötigen – Fragen unterbleiben können. Dieses Werk soll doch etwas Schönes, Einmaliges werden! Leider gehört auch philologische Sorgfalt dazu. Ich bitte alle Beteiligten wirklich, mir diese Beanstandungen nicht allzu sehr anzukreiden; wir möchten doch alle etwas, zu dem wir Vertrauen haben können. Wildhaber

Lauri Simonsuuri, Typen- und Motivverzeichnis der finnischen mythischen Sagen. Helsinki, Suomalainen Tiedeakatemia, 1961. 156 S. (FFC, 182).

Seitdem J. R. W. Sinninghe seinen «Katalog der niederländischen Märchen-, Ursprungssagen-, Sagen- und Legendenvarianten» herausgab (FFC, 132), sind nun bald

20 Jahre verstrichen. Während die internationale Märchenforschung eine grössere Zahl von «Hilfsarbeiten» herausbrachte, blieb es auf dem Gebiete der Sage ziemlich stille. Erst 1959 machte Barbara Allen Woods ihren Vorstoss, eine einzelne Sagengestalt in ihren möglichen Erscheinungsformen zu erfassen mit "The Devil in Dog Form". Simonsuuri gibt nun ein regionales Verzeichnis von einer der beiden grossen Hauptgruppen der Sagen: der finnischen mythischen Sagen. Das Volksdichtungsarchiv der Gesellschaft für finnische Literatur besitzt ein riesiges Material derartiger Sagen, an dem ständig gearbeitet wird durch Erstellen von Karteien. Zwar mögen noch einzelne neue Sagentypen und Sagenmotive hinzukommen, doch ist die Wahrscheinlichkeit nicht sehr gross. Immerhin hat der Herausgeber sein Verzeichnis so angelegt, dass Ergänzungen von den Hauptgruppen bis zu den einzelnen Motiven mit Leichtigkeit möglich sind. Er gibt die Einteilung nach der finnischen Klassifizierung, wie sie sich für die finnische Forschung eingestellt und bewährt hat. Sie erlaubt auch dem ausländischen Forscher ohne weiteres, das Material kennen zu lernen. Wenn wir wissen, dass das Archiv in Helsinki heute mehr als 100 000 mythische Sagen und Memorare aufbewahrt, können wir die Notwendigkeit eines Zugangs- und Übersichtskataloges durchaus begreifen. Schon vor mehr als 50 Jahren hat Kaarle Krohn mit den Vorbereitungen zu einem Sagenverzeichnis eingesetzt. Der Herausgeber setzt sich zunächst mit diesem System, aber auch mit denjenigen von Krohn's Nachfolgern auseinander. Simonsuuri will nicht von theoretisch-religiösen Spekulationen, sondern von rein praktischen Erwägungen ausgehen. Er teilt die mythischen Sagen in 15 grosse Hauptgruppen ein, wobei die übernatürlichen Wesen, Kräfte und Mächte, sowie Personen mit übernatürlichen Fähigkeiten, ferner die übernatürlichen Erscheinungen und Ereignisse das Einteilungskriterium bilden. Im übrigen erleichtern eine Reihe von Verweisen das Aufsuchen von zusammenhängenden Typen und Motiven. Der Herausgeber stellt fest, dass es in seiner Sammlung ungefähr 1000 Sagentypen und -motive gibt, aber da man in verschiedenen Hauptgruppen das gleiche Motiv antrifft, reduziert sich die Zahl auf etwa 700 sog. Primärmotive. – Ein sehr nützliches und höchst verdienstliches Buch. Wildhaber

Will-Erich Peuckert, Bremer Sagen. Göttingen, Otto Schwartz & Co., 1961. IX, 296 S., 4 Taf., 1 Landkarte. (Denkmäler deutscher Volksdichtung, 5).

Seit dem «von der Forschung angezweifelten» Buch von Friedrich Wagenfeld «Bremen's Volkssagen» (1845) ist kein weiteres Sagenmaterial über Bremen erschienen. Im Zusammenhang mit den Vorarbeiten für das Handwörterbuch der Sage erwies sich dieses Fehlen neben Hamburg und Lübeck als schmerzlich spürbar. Peuckert ging deshalb mit Vergnügen auf den Wunsch der Bremer Regierung ein, ein brauchbares Bremer Sagenbuch zu schaffen. So kam denn diese prächtige Sammlung von Sagen zustande, welche Wagenfeld sorgfältig ausschöpfte und dazu die ältere historische Literatur verwertete. Das Glück spielte Peuckert neben den städtischen Sagen eine schöne, wertvolle Sammlung aus den Dörfern von Bremens Umgebung in die Hände; diese wurde in den Jahren 1925–1939 von Lehrer Bernhard Rutenberg zusammengetragen; die einzelnen Stücke sind plattdeutsch aufgezeichnet; mit grosser Feinfühligkeit hat der Sammler nicht etwa versucht, die Unbeholfenheit und Holprigkeit der Erzählart zu ändern und gar «Kunstwerke» daraus zu machen. In seinem Vorwort anerkennt Peuckert dies gebührend; er versucht ferner, auf einige ausgesprochene Eigenheiten Bremens, wie sie sich in diesen Sagen widerspiegeln, hinzuweisen. Das Material selbst wird in übersichtlichen Kapiteln geordnet vorgelegt. Der Anmerkungssteil geht knapp auf die Quellen ein. Das Auffinden wird erleichtert durch ein Ortsregister (warum ist «Bremen» hier nicht auch aufgeführt?) und ein ausführliches Sachregister. Wildhaber

Siith Thompson, The Types of the Folktale. A Classification and Bibliography. Antti Aarne's Verzeichnis der Märchentypen (FFC, 3). Translated and enlarged. 2nd Revision. Helsinki, Suomalainen Tiedekatemia, 1961. 588 S. (FFC, 184).

Kaum hatte Stith Thompson die hervorragende Neuausgabe des "Motif-Index of Folk-Literature" fertiggestellt, machte er sich mit seinem unermüdlichen und beneidenswerten Schaffenseifer und mit seiner weltumspannenden Stoffbeherrschung an die Neubearbeitung des parallel gehenden Typenverzeichnisses. 1928 hatte er Antti Aarnes Verzeichnis (1910) bereits einmal veröffentlicht, in übersetzter, erweiterter und revidierter Form. Seither sind so viele neue Länder- und Regionalverzeichnisse herausgekommen, dass ein Gesamtüberblick über die Typen dringend notwendig schien. Dazu kommt, dass seit dem Erscheinen von Kurt Rankes «Fabula» die Märchenforschung in ausgezeichnet objektiver, seriöser und überlegener Form wirklich international geworden ist.

Antti Aarnes' Verzeichnis ging aus vom finnischen Material, dem er das skandinavische in den wesentlichen Erscheinungen anschloss. Stith Thompson bezog in seiner ersten Revisionsausgabe vor allem ganz Mitteleuropa mit ein; doch war er sich schon damals bewusst, dass die Mittelmeerländer und Asien – vor allem Indien – ungenügend vertreten waren. Kurz entschlossen machte er sich also zunächst einmal an das Studium der indischen Erzählliteratur und gab 1960, zusammen mit E. Warren Roberts, die "Types of Indic Oral Tales" (FFC, 180) heraus. Damit war eine für die Märchenforschung dringend benötigte Ergänzung getan. Noch aber fehlen, wie Thompson deutlich genug hervorhebt, grössere Gebiete, die zu kennen im Grunde unerlässlich wäre: Arabien, Irak und Iran. Der Titel seines Buches müsste seiner Auffassung nach – um nicht den Schein eines allumfassenden Handwörterbuches zu erwecken – lauten: "The Types of the Folk-Tale of Europe, West Asia, and the Lands Settled by These Peoples". – Das Typenverzeichnis bringt geschlossene, ganze Erzählungen, welche als solche in bestimmten Gebieten erzählt werden. Der Motivindex hingegen gibt die einzelnen Erzähl-Teile, welche als solche auf der ganzen Welt bekannt sind. Es kann natürlich vorkommen, dass ein «Typus» aus einem einzigen «Motiv» besteht. Thompson weist nachdrücklich darauf hin, dass die Anlage seines Verzeichnisses nicht anwendbar sei etwa auf die Erzählungen der nordamerikanischen Indianer und der Länder Zentralafrika und Ozeanien. – Ein in gewohnt einwandfreier, zuverlässiger Weise durchgeführtes Register erschliesst den Reichtum des Verzeichnisses in müheloser Weise. Wildhaber

Lutz Röhrich, Erzählungen des späten Mittelalters und ihr Weiterleben in Literatur und Volksdichtung bis zur Gegenwart. Sagen, Märchen, Exempel und Schwänke. Bern/München, Francke-Verlag, 1962. 312 S.

Es ist ein sinnvolles Zusammentreffen, dass gleichzeitig mit der Neuausgabe von Arne-Thompsons klassischem Typenindex ein Buch erscheint, das uns zu einer Anzahl wichtiger Typen und Motive Texte, und zwar je etwa zwölf Varianten, im vollen Wortlaut vorlegt. Die vielen Typen- und Motivregister, die in den letzten Jahren veröffentlicht worden sind, rufen geradezu nach einer solchen Auswertung. Röhrichs Buch, das in absehbarer Zeit durch einen zweiten Band ergänzt werden soll, enthält die folgenden Erzählgruppen: Schrätel und Wasserbär (AT 1161), Die gestörte Mahrtehe (Mot. C. 30/31, 932), Die drei Wünsche (AT 750 A), Die Boten des Todes (AT 335), Das Exempel vom undankbaren Sohn (J 121), Das Sündenregister auf der Kuhhaut (AT 826), Der entrückte Mönch (B 172.2, D 2011, 2011.1, F 377.1.2), Der Kaiser und der Abt (AT 922), Der Bettler als Pfand (AT 1526), Die naschhafte Köchin (AT 1741), Das Schneekind (AT 1362), Dummling und Prinzessin im Redewettkampf (AT 853).

Jede Variantengruppe wird eröffnet von einem mittelhochdeutschen Text (der öfters mehrere hundert Verse zählt), dann folgen mittellateinische, bisweilen auch weitere mittelhochdeutsche oder altfranzösische Versionen, schliesslich spätere Aufzeichnungen und literarische Fassungen. So kann man Fortleben und Umgestaltung der Erzählungen verfolgen. Wichtige Hinweise gibt Röhrichs fast 70 Seiten starker Kommentar. Er verzeichnet Quellen und Literatur (wobei er nicht selten bisher ungedruckte oder unbekanntere Varianten namhaft machen kann) und beleuchtet die Schicksale des betreffenden Erzählertyps im Wandel der Zeiten, namentlich das Wechselspiel zwischen literarischen und mündlichen Prägungen. Doch bleibt, wie es dem Zweck der auch für

Universitätsübungen gedachten Sammlung entspricht, dem Leser genügend Spielraum für eigene Beobachtungen (die er an hier nicht abgedruckten, aber im Kommentar genannten Varianten fortsetzen kann). Ein unscheinbares Beispiel: Die fast wörtlich Grimm nacherzählte Hunsrück-Version vom Grossvater und seinem Enkel gibt, obwohl kaum merklich verändert, Anlass zur Kontrastierung des Grimmschen Buchstils mit jenem der Volkserzählung. «Es war einmal ein steinalter Mann, dem waren die Augen trüb geworden, die Ohren taub und die Knie zitterten ihm», heisst es bei Grimm (Nr. 78). Bei Firmenich: «Et war emol 'n alder Mann gewesd, der kunnt kum gehn, sei Knie hon gezielerd, er hot nit viel gehort und nit viel gesiehn, un har ach ke Ziehn meh.» Da ist nicht nur das Imperfekt zum Perfekt geworden, die trüben Augen und das «steinalt» fehlen; man findet sie auch in der von Röhrich ebenfalls mitgeteilten Grimmschen Quelle (Jung-Stilling) nicht, sie erweisen sich als Wilhelmsche Poetisierungen – der Text der ersten und der zweiten Auflage (1812, 1819, von Röhrich nicht abgedruckt) enthielt sie noch nicht, Firmenichs Version (1843) ist also diesem ursprünglichen Wortlaut nacherzählt: ein Beleg für die frühe Wirkung der Kinder- und Hausmärchen. So führen Röhrichs Texte und sein Kommentar auf Schritt und Tritt zu Einblicken und Problemen. Das vom Verlag gut ausgestattete Buch ist auch dem interessierten Laien zu empfehlen. Max Lüthi, Zürich

Begegnung der Völker im Märchen. Unveröffentlichte Quellen. Bd. 1: Frankreich – Deutschland. Zusammenstellung und Bearbeitung von *Marie-Louise Tenèze* und *Georg Hüllen*. Münster/Westfalen, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, 1961. 340 S. Kart. DM 22.–, geb. DM 24.–.

Die publikationsfreudige «Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker» in Münster beginnt mit diesem Band eine neue Reihe mit beachtlicher Zielsetzung: sie will «die im Grunde erkennbare Gleichgestimmtheit jeweils zweier europäischer Völker durch besonders ausgesuchtes und kostbares altes Volkserzählgut zu beweisen versuchen». Diesem Gedanken, der Begegnung der Völker auf dem Felde ihrer grundschriftlichen Äusserungen in Märchen und Legende von deutscher Seite eine eigene Buchreihe zu widmen, ist Beifall zu spenden. Für den 1. Bd. «Frankreich–Deutschland» konnte der Herausgeber eine der besten Vertreterinnen der französischen Erzählforschung gewinnen, die Schülerin und Nachfolgerin Paul Delarues vom Musée des arts et traditions populaires in Paris, Marie-Louise Tenèze. Sie wählte aus den ihr zur Verfügung stehenden handschriftlichen Archiven 31 unveröffentlichte Märchen, Legenden und Kettenreimerzählungen aus und versah sie mit einem gründlichen und zuverlässigen Anmerkungsapparat. Die in Originalfassung und deutscher Übersetzung wiedergegebenen Texte spiegeln tatsächlich, wie Mme Tenèze es erhofft, ein «kraftvolles Bild der heute noch lebendigen Erzählüberlieferung Frankreichs».

So sorgsam der französische Teil gearbeitet ist, so unbefriedigend stellt sich der deutsche vor. G. Hüllen hat nichts anderes getan, als aus drei früheren Veröffentlichungen seiner Gesellschaft («Von Königen, Hexen und allerlei Spuk», 1957, 1958, 1959) 30 Erzählungen ausgewählt und damit seine eigene, auf dem Titelblatt in drei Sprachen vermerkte Angabe, dass es sich in diesem Band um «unveröffentlichte Quellen» handle, durchaus widerlegt. Der Grund dafür ist objektiv unerfindlich, da es in den deutschen Märchenarchiven genug passendes unveröffentlichtes Material gegeben hätte. Ebenso unverständlich bleibt dem Leser die getroffene Auswahl von Texten vorwiegend aus Schleswig-Holstein, Ost- und Westpreussen, Schlesien, Brandenburg usw., wäre es doch weit reizvoller und naheliegender gewesen, den französischen Märchen solche aus den entsprechenden deutschen Kontaktlandschaften beizugesellen. Jedenfalls möchte man dem aktiven Herausgeber für die angekündigten folgenden Bände («Dänemark–Deutschland», «Schweiz–Deutschland») auch deutscherseits die Zusammenarbeit mit den Fachkollegen der Volkserzählforschung empfehlen. Schliesslich ist noch zu bemerken, dass es kein «Archiv für Volkskunde» in Marburg mehr gibt, sondern ein «Zentralarchiv für Volkserzählung» als Abteilung des Institutes für mitteleuropäische Volksforschung an der Universität Marburg.

Ingeborg Weber-Kellermann, Marburg

Yolando Pino Saavedra, Cuentos folklóricos de Chile. 2. Bd. Santiago de Chile, Instituto de investigaciones folklóricas «Ramón A. Laval», 1961. 252 S.

Vor einem Jahr hatten wir Gelegenheit, auf den ersten Band dieser ganz vorzüglich edierten chilenischen Märchensammlung hinzuweisen (SAVk 57, 1961, 127f.). Was wir dort allgemein sagten, gilt in gleichem Masse auch für den nun vorliegenden zweiten Band. Er enthält 84 Märchen, von denen 78 vom Herausgeber selbst aufgenommen wurden. Wiederum sind wertvoll die Erzählerliste und der Kommentar, in der Art von Bolte Polívka und Kurt Ranke: zu jedem Märchen werden die Klassifikation nach Aarne-Thompson, die Versionen und allgemeine Bemerkungen hinzugefügt. Dass Pino Saavedra sich auch in der europäischen Literatur gründlich auskennt, mag man daraus ersehen, dass ihm Decurtins, Gian Bindi und Jegerlehner bekannt und geläufig sind. Das Buch ist auch durch seinen sorgfältigen Druck erfreulich. Man würde sich gerne einmal eine Übersetzung der schönsten dieser Märchen ins Deutsche wünschen. Wildhaber

Hans Stricker, Die Selbstdarstellung des Schweizers im Drama des 16. Jahrhunderts. Bern, Paul Haupt-Verlag, 1961. 172 S. (Sprache und Dichtung, N.F. 7).

Unzweifelhaft ist die Schweiz im 16. Jahrhundert der Vorort des Theaters in Mitteleuropa; in jenem Jahrhundert der sozialen, der wirtschaftlichen und vor allem der konfessionspolitischen Aus- und Umbrüche, die in weiten Teilen Deutschlands schwere Kulturkrisen nach sich gezogen hatten. Man denke an die hohe Blüte dramatischer Dichtung in den Ländern Westeuropas mit ihren «Moralitäten», an die Spiele der niederländischen Rederijkers etwa und man vergleiche dazu den Niedergang, den ein so zentrales Renaissancethema wie der Jedermann-Everyman-Homulus-Hekastus etwa in den lateinischen und volkssprachlichen Fassungen Deutschlands im gleichen 16. Jahrhundert erfuhr, als dieses Thema nur noch als schmerzlich verwundende Waffe im grob und größer werdenden Konfessionskampf bestand. In eben dieser Zeit liessen die Mentalität des Schweizervolkes, sein deutlich bekundeter Wille zu politischer Selbständigkeit, ja Eigenstaatlichkeit und manch ein anderer kulturgeschichtlich fassbarer Faktor Dichtungen entstehen, in denen sich klarer als irgendwo in Europa zu jener Zeit Lebenswille, Lebensformen und geistiger Aufbruch einer werdenden Nation bekunden. Wissen wir das eine in der Literaturgeschichte spätestens seit E. Ermatinger («Dichtung und geistiges Leben der deutschen Schweiz», München 1933) so hat Eberhard Wagemann («Die Persönlichkeit im deutschen Drama des 16. Jahrhunderts», Diss. Göttingen 1953) aufgezeigt, um wieviel weniger die Bühnengestalten jenes Saeculums individualdichterische Selbstaussagen als vielmehr Funktionsträger politischer, konfessioneller oder allgemein moralischer Willensbildung sind. Aus solchem Blickwinkel gesehen ist es ein glückhafter und voll geglückter Versuch, wenn H. Stricker es unternimmt, aus dem nahezu unübersehbaren Reichtum schweizerischen Dramenschaffens des 16. Jahrhunderts die «Selbstdarstellung» der funktionstragenden Bühnengestalten zu sehen im Hinblick auf den «Volkscharakter», die Lebensgewohnheiten und die Lebensmeisterung jener Zeit; zu fragen nach Zeitgebundenem wie Dauerndem im «Schweizertum». Sicher konnte sich der Verfasser auf eine ganze Reihe vorzüglicher Einzeluntersuchungen stützen. Auch der Rezensent selber hatte schon 1935 in seiner (ungedruckten) Dissertation über das südost-österreichische Nachleben des Prasser-Lazarus-Stoffes im geistlichen Volksschauspiel der Gegenwart auf die erstaunliche Fülle der Sittenbilder in der schweizerischen Spielgruppe dieses Themas im 16. Jahrhundert hinweisen können (vgl. «Die steirisch-kärntischen Prasser- und Hauptsündenspiele. Zum barocken Formwandel eines Renaissancethemas und dessen Fortleben im Volksschauspiel»: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, N.S. 1 [1947] 67–85). Aber es handelt sich letztlich bei all diesen Bühnengestalten des 16. Jahrhunderts um Funktionsträger, «Stände» wie diese Rollen bezeichnenderweise genannt werden, freilich nicht im Sinne des mittelalterlichen Stände-Kosmos, der durch die Reformation seine grundlegende Änderung erfahren hatte. Gerade aus der zeitweise sehr realistischen Lebensdarstellung dieser «Stände», in den Rollen spricht auch die nunmehr in der wissenschaftlichen Distanzhaltung des Untersuchenden erkennbare und wohl abgewogen dargestellte Lebenswirk-

lichkeit des Schweizertums jener Zeit. Und dies in überraschender Reichhaltigkeit. Denken wir daran, dass wir etwa im niederdeutschen Raume mit dem Versinken des Mysterien-dramas mittelalterlicher Prägung trotz seines keineswegs fehlenden realistisch-zustände-schildernden Einschlages immerhin vom Redentiner Osterspiel (um 1465) bis vollends ins späte 16. Jahrhundert, wo Johannes Stricker 1584 in seinem «Düdeschen Schlömer» das Sittenbild des reich gewordenen und ausser Rand und Band geratenen Holsteinischen Adels aus seelenhirtlicher Verantwortung sehr realistisch zeichnen musste, sozusagen keinerlei «Selbstdarstellung» des niederdeutschen Menschen in seiner dramatischen Dichtung haben, so wird der Unterschied zu den Schweizer Verhältnissen erst recht klar. «Christ» und dazu noch «Eidgenosse»-Sein stellt den Menschen jener Zeit der Unruhe immer wieder vor schwerwiegende Entscheidungen. Hier musste sich also auch Innerstes im funktionsgetragenen Drama aussprechen. Mit kluger Interpretation einer Vielzahl von Einzelaussagen, und wenn es nur ein mundartnahes Wort, eine Sachbezeichnung oder ein Kraftausdruck ist, lässt sich ein Bild fügen, auch wenn der eine oder andere Farbtupfen aus der Parallelerscheinung des «historischen Volksliedes» der Schweiz genommen wird und dies mit vollem Recht aus der inneren Gesetzmässigkeit beider Gattungen. Stricker nimmt die Menschentypen einzeln vor. Er zeigt sie zunächst in ihrer engeren Umwelt und Lebensweise (Lebensgewohnheiten, Speise und Trank, Kleidung und Tracht) wie auch im immer stärker Bewusstwerden des «Eigenartigen» eben aus der Konfrontation des «Schweizers» mit Welschen, Türken, Juden und mit den «Landsknechten» anderer deutschsprachiger Stämme oder fremder Nationen. Hier sind die Unterschiede zwischen dem «eidgenössischen Krieger» und dem «Landsknecht» im hergebrachten Sinne sehr deutlich hervorgehoben; eine Unterscheidung, die zweifellos dem allgemeinen Kulturbewusstsein in dieser Klarheit gefehlt hatte, da der Landsknechtorden in seiner bestehenden Rivalität zum anderen Söldnertypus, eben dem der «Schweizer» selten so deutlich gemacht worden war. Dabei wird auch der feinen historischen Unterschiede in der Entwicklung dieses Bildes innerhalb des gleichen Jahrhunderts ausführlich gedacht. Historische Entwicklung im Darstellungsbilde sieht der Verfasser in allen Ständen, zumal auch beim Bauern, dessen wirtschaftliche Entfaltung mit seiner politischen Bedeutung zusammenhängt und damit auch das Bild, wie es sich im Drama darstellt, in den einzelnen Jahrzehnten des gleichen Jahrhunderts merklich verändert. Hier wird der fortschreitende Wandel bis in die Barockzeit hinein verfolgt. Hingegen tritt die Stellung der Frau im schweizerischen Drama des 16. Jahrhunderts kaum besonders profiliert hervor; dies im Gegensatz zu ihrer wirklichen Bedeutung im Rahmen jener schweizerischen Hirtenkultur, wie sie uns vor allem H. G. Wackernagel so eingehend geschildert hatte. Was in den einzelnen «Ständen» untersucht wurde, wird nun im jeweiligen Verhalten innerhalb der Lebensgemeinschaft nochmals gesondert dargetan: das Verhalten «des Schweizers» zum Mitmenschen, zu Gott, zur Obrigkeit und ihrer jeweiligen Ordnung. Abschliessend erweist der Verfasser nochmals das Drama als eine wirkliche Quelle zur Erforschung schweizerischen Nationalbewusstseins und dies über das Reformationsdrama hinweg noch bis in die Widerspiegelungen solchen Denkens im Heiligenspiel der Gegenreformation.

Seit Oskar Eberles «Theatergeschichte der Inneren Schweiz» (Königsberg 1929) hat kaum ein Buch so tiefen Einblick in das Lebensbild eines Stammes, geschaut und gezeigt von der Bühne her, geboten wie das vorliegende. Es schliesst sich würdig in den Rahmen der ausgezeichneten Schriftenreihe «Sprache und Dichtung» in ihrer «Neuen Folge», innerhalb deren ja auch das ebenso wertvolle und reiche Einblicke gewährende Buch von Heinz Wyss, «Der Narr im schweizerischen Drama des 16. Jahrhunderts» (Bern 1959, vgl. die Rez. SAVk 1960, 93f.) erschienen war. Leopold Kretzenbacher, Kiel

Der Nachdruck sämtlicher Artikel ist nur mit genauer Quellenangabe gestattet

Buchdruckerei G. Krebs Verlagsbuchhandlung AG., Fischmarkt 1, Basel